<36608207010010

Mite Kremnitz.

Sein Brief.

Sein Brief.

Novelle

von

Mite Kremnitz.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.
Leipzig: C. F. Steinacker. 1896. New-York: Gustav E. Stechert.

Würde sie noch ankommen?

Sie sah nach der Uhr — noch zwölf Stunden, und ihr Kopf brannte so furchtbar, sie konnte ihn nicht mehr hoch-halten, und wenn sie die Augen öffnete, flimmerte Alles vor ihnen, und sie sah wie in rothe Wolken, die unaufhörlich ihre Gestalt wechselten und in einander zerflossen, um sich gleich wieder von ein-ander zu lösen.

Wenn ihr nun aber das Bewußtsein schwände, was sollte aus ihr werden? — Der Zug brauste durch die Nacht dahin; dort drüben der lichte Streif, deutete er schon den Morgen an? Aber

sie war doch erst eben eingestiegen! Oder sollte sie geschlafen haben? Nein, wie hätte sie mit den furchtbaren Schmerzen schlafen können! — Vielleicht, daß sie schon vorübergehend das Bewußtsein verloren hatte? ..... O Gott, der menschliche Wille vermag ja Alles, sie mußte noch bis nach Hause kommen! Dort wollte sie dann gern sterben, aber nur nicht unterwegs liegen bleiben, nur nicht die Schande, daß man ihr nachforschte und sie hier entdeckte, den Wegen nachspürte, die sie gegangen war! — Was würde ihr Mann sagen? Hier würde er sie nie suchen! Und die Sehnsucht nach der Kleinen — sollte sie das süße Kind nie wiedersehen?

Sie schluchzte laut auf. — Wie viel war die Uhr? ..... Immer noch zehn Stunden! Und eben hatte sie die

lebendige Vorstellung gehabt, nicht auf der Bahn, sondern auf dem Schiff von Hoyer nach Sylt zu sein — sie konnte also wirklich nicht mehr klar denken! Großer Gott, was sollte aus ihr werden? . . . Die Schande, die furchtbare Schande, die sie auf ihren Mann geladen hatte! . . . . Nein, nein, bis nach Hause mußte sie kommen! . . . . Aber wenn es nun ein Nervenfieber war? Schon seit mehr als acht Tagen war ihr zu Muthe, als wäre sie krank; sie hatte das auf seelisches Leid geschoben, allein, wenn sie nun doch erkrankte, wenn man sie aus dem Zuge hob, wenn man nach Erkennungszeichen bei ihr suchte und ihren Namen durch die Welt telegraphirte! . . . . . Aber Nichts an ihr trug ja ihren Namen, ihr Reisesack nicht und auch nicht ihre Wäsche, sie hatte die größte Vorsicht

beobachtet, und Initialen sagen ja Nichts ..... O, aber der Brief von ihm, den sie bei sich trug, der mußte vernichtet werden, schnell, schnell — — sein letzter, lieber Brief! .... Sie durfte ja ihn vor Allen nicht bloßstellen. — Lieber namenlos begraben werden.... Der Friedhof der Namenlosen, — sie war schon wieder an der See! .....

Aber der Brief, sein Brief! ..... Was hatte sie doch eben gewollt? Ach ja, ihn zerreißen! ..... Sie trug ihn ja auf der Brust ..... Rasch, die Jacke aufknöpfen! — O, wenn sie aber nicht einmal das mehr konnte, wenn man dann seinen Brief fand! .... Es war gewiß ein Nervenfieber! Die letzten Tage waren zu furchtbar gewesen, sie hatte sich übermenschlich zusammennehmen müssen, und die Wochen vorher....

Natürlich, Alles kann der Mensch nicht überwinden.

Wie laut die Wellen an's Ufer schlugen — die Fluth stieg — sie kam nicht vorwärts — o, sie war nicht zu retten! . . . . Sie schrie laut auf und sah sich dann verwundert um . . . . . Ach, es war ja nur ein Traum, sie hatte geträumt — Aber der Brief? Hatte sie ihn wirklich noch nicht herausgeholt und zerrissen? . . . .

Wie sie zitterte! — Und die großen Knöpfe wollten ihren Fingern nicht gehorchen — Baby hatte vor der Abreise mit diesen Knöpfen gespielt. . . . .

Sie ließ die Hand sinken. — Wieder schaukelten die Wellen sie, das Brausen war fast unerträglich. . . . O, sie mußte sich retten! . . . .

Hastig stand sie auf, fiel aber gegen

das Fenster, das klirrend zerbrach. . . . Die Erschütterung that ihrem Kopfe so wohl! . . . . Wie gut war die Nachtluft; sie hatte ja längst das Fenster aufmachen wollen, um den Brief hinauszuwerfen . . . Wohin er wohl fliegen würde? . . . Die Krone darauf, die mußte vor Allem zerrissen werden . . . . . Aber das war ja gar nicht der Brief, das war die Hotelrechnung aus der Paletottasche, die sie zerfetzt und fortgeworfen hatte! . . . . Ob die Wellen da draußen, die so schwarz gegen sie anstürmten, die Schriftzüge auch ganz abwaschen würden? So, daß kein menschliches Auge seine Liebesworte mehr entziffern konnte? . . . . . O, das Papier wollte sich nicht zerreißen lassen! . . . . . Sie riß, daß ihr der Schweiß auf die Stirn trat. . . . . Mein Gott, sie war wohl schon irrsinnig, das

war ja der Vorhang, an dessen Franzen sie zerrte, und sein Brief ruhte immer noch auf ihrer Brust! .... Warum war sie auch so thöricht gewesen, ihn dorthin zu stecken! ....

Was war das? ... Jemand huschte an ihr vorbei — ein Geist.... War es der Geist der Liebe, der nicht dulden wollte, daß sie seine Worte profanirte? ...

Sie flüchtete sich in die äußerste Ecke des Coupés; ihr war immer, als dränge eine schreckliche Gestalt durch das zerschlagene Fenster hinein.... Wie merkwürdig, daß sie beim Einsteigen nicht bemerkt, daß es zerbrochen war! .... Wo war sie denn eigentlich in diesen Zug gestiegen? .... Und war sie auf der Hinreise oder auf der Rückreise? .... Wie gut, daß sie in München keinen Bekannten auf dem Bahnhofe getroffen

Sie hatte doch Glück gehabt, großes Glück, und nun war sie ja gleich zu Hause. . . Wie viel Stunden noch? . . .

Sie hob den Arm, um auf die Uhr zu schauen, die sie an der Kette um das Handgelenk trug. O, wie sie fror. — Sie fror furchtbar — ihr Kleid und ihre Jacke waren ja auch offen. . . . . Ach, und in der Hand hielt sie immer noch seinen Brief! . . . . . Sie nahm ihn zwischen die Zähne — sie mußte ihn zerreißen! . . . Aber was war denn das? . . . .

Sie schrie furchtbar auf und stürzte an das zerbrochene Fenster. Sie schrie, als sollte sie das Getöse des brausenden Zuges überschreien — Hülfe! . . Hülfe! . . .

Man wollte sie ermorden — zwei Männer, große, schwarze, maskirte Männer standen vor ihr! . . . . Sie suchte die

Thür zu öffnen, um ihnen zu entfliehen. — Es gelang ihr auch, die Klinke zu erfassen und die Thür aufzustoßen, aber es hielt sie Etwas fest, wie eine Eisenklammer hatte es sich um ihre Taille gelegt. . . . . .

* * *

Als Doctor Braun um neun Uhr Morgens seine Frühvisite im Krankenhause zu Kempten machte, berichtete ihm die Barmherzige Schwester, daß vor einigen Stunden von der Bahnverwaltung eine Dame eingeliefert worden sei, die im Nachtzuge einen Anfall von Tobsucht gehabt habe und jetzt noch ganz bewußtlos sei; sie habe hohes Fieber, das Thermometer zeige 40^0, und nur mit Mühe sei sie im Bett zu halten. Gleich bei ihrem Einsteigen in München habe der Schaffner bemerkt, daß sie sich mit den Händen den Kopf gehalten und vor sich hingesprochen

habe; während der Fahrt, so oft er durch's Fenster geblickt, habe sie unaufhörlich ihren Platz gewechselt, sei aufgesprungen und habe ihre Kleidung auf- und zugeknöpft; schließlich, als sie die Scheibe zerbrochen, habe er dem Zugführer Meldung gemacht. Ihr Billet I. Klasse habe München—Lindau gelautet, die Reisetasche hier sei ihr einziges Gepäck; ihrem Aussehen nach gehöre sie den besten Ständen an. . . .

„Die Dame scheint Sie ja ausnehmend zu interessiren, Schwester Anna," unterbrach der Arzt sie lächelnd, „daß Sie alle Details so gut behalten haben. Wir wollen sie uns erst einmal ansehen . . ."

„Aber Herr Doctor, es schneit uns doch nicht jeden Tag eine schöne Namenlose so in der Morgenfrühe auf die Station!" entgegnete sie scherzend.

Doctor Braun war der ausgesprochene Liebling der Barmherzigen Schwestern; sie bewunderten sein joviales, rundes Gesicht als den höchsten Ausdruck männlicher Weisheit und Güte, obgleich er kaum dreißig Jahre zählte, und die Schwestern selbst dieses Alter sämmtlich schon überschritten hatten.

„Also schön ist sie auch, die Namenlose?“ fragte der Arzt und trat in das sogenannte Extrazimmer, wohin die Kranke gebracht worden war.

Hell fiel das Tageslicht auf das schmale Bett, in dem die Neuangekommene mit geschlossenen Augen ruhte. Ihr auffallend langes, dunkles Haar lag in einer dicken Flechte ihr im Arm, ihr Antlitz war fiebergeröthet, und die trocknen Lippen ihres Mundes geöffnet, so daß die kleinen, dichtgereihten Zähne sichtbar waren; ihre

feinen schwarzen Augenbrauen hatten sich wie im Schmerz zusammengezogen, und zuckend beschatteten die langen dunklen Wimpern ihre Wangen.

„Sie ist verheirathet,“ flüsterte die Schwester und wies auf die rechte Hand, die auf der carrirten Wolldecke lag und neben einem Brillantring den breiten Ehering zeigte; die Finger waren kindlich schmal und schienen fast durchsichtig. „Vielleicht steht der Name ihres Mannes im Ringe, und wir finden so am schnellsten die Spur . . .“

„Ja, aber die Hauptsache ist, daß wir sie am Leben erhalten,“ antwortete der Arzt. „In der ersten Typhuswoche, denn die erste muß es sein, solche Temperaturhöhe!“

Die Kranke richtete sich plötzlich auf und sah den fremden Mann mit starren,

entsetzten Augen an. „Hülfe!“ schrie sie, „Hülfe!“ und versuchte aus dem Bette zu springen. Er legte sie mit sanfter Bestimmtheit in die Kissen zurück. „Sie müssen ganz ruhig liegen bleiben,“ sagte er laut und sah sie fest an — wie Schwester Anna dachte, „mit seinem magnetischen Blick“.

„Aber ich muß nach Hause!“ stöhnte sie und stieß wirre Worte aus: von den Wellen, von dem furchtbaren Rauschen — dann wurden ihre Laute unverständlich.

Doctor Braun sah sie eine Weile nachdenklich an; es war so schwer zu entscheiden, ob hier eine Gehirnentzündung, oder, wie die Schwester meinte, Typhus vorlag. Und dann die nächste Frage: Wer war sie? Wie kam diese schöne, vornehme Frau dazu, so ohne Begleitung, ohne Dienerschaft zu reisen? Wie konnte man

schnell, ehe es zu spät war, ihre Identität feststellen und die Ihrigen benachrichtigen?

Er traf derweil seine medicinischen Verordnungen: Eis und ein Bad, ehe er die übrigen Kranken seiner Station besuchte, und als er sich dann auf seine Privatpraxis begab, schärfte er noch einmal der Schwester Anna, auf deren Beobachtungsgabe er sich verlassen konnte, ein, daß es von größter Wichtigkeit sei, sobald als möglich Namen und Wohnort der Fremden festzustellen; sie möge deshalb die Reisetasche auf's Genaueste untersuchen und auch auf der Innenseite des Trauringes nachsehen, wenn sie ihn ohne Beunruhigung der Kranken abziehen könnte.

Erst nach Verlauf mehrerer Stunden kehrte Dr. Braun in's Hospital zurück. Er war unterdeß beim Chef des Bahnhofes gewesen, um sich persönlich nach der Un-

bekannten zu erkundigen, und hatte auf eigene Kosten die Polizeibehörden in München und Lindau telegraphisch von dem Vorfall benachrichtigt. Daß eine Auskunft selbst im günstigsten Falle nicht schnell zu erhoffen stand, wußte er.

Schwester Anna berichtete ihm, daß sie keinen Hinweis auf Namen und Heimat der Erkrankten gefunden hatte; im Ringe, den sie ihr leicht abgestreift, stand nur „Walter" eingravirt, und das zierliche Elfenbeinportemonnaie enthielt lediglich Geld, 16 Napoleons, soviel wie hineinging, während sich in der Reisetasche außer einem eleganten Portefeuille mit mehreren Hundertguldenscheinen und außer einer kleinen stahlmaschigen Börse mit österreichischem und deutschem Silbergelde nur etwas Seidenwäsche befand, von derselben Art, wie die Reisende sie trug,

Alles von zarter Farbe, mit echten Spitzen besetzt und mit einem großen, verschlungenen E gezeichnet; die Reisetasche war zu Paris im Louvre gekauft.

„Es ist zum Verzweifeln!“ seufzte Schwester Anna. „Wenn man sich vorstellt, daß die nächsten Anverwandten in Todesängsten harren und vielleicht eine Welt in Bewegung setzen möchten, um die Verlorene zu finden!“

Sie schlug dem Arzte vor, die Kranke in ihren Fieberphantasien einmal nach ihrem Namen zu fragen; sie selbst habe es ohne Erfolg gethan, aber ihm, dessen Stimme so viel über Patienten vermöge, werde es gewiß gelingen.

Doctor Braun trat in das kahle Zimmer, an das Bett der schönen Unbekannten, deren Züge seit der Frühe noch feiner und verklärter geworden zu sein schienen; ruhig

ließ er sich neben ihrem Lager nieder und beobachtete sie. Die Kranke schluchzte in ihren Delirien herzzerreißend auf, und als der Arzt ihre schmale Hand ergriff und streichelte, wandte sie sich ihm zu und flüsterte: „Mein Jung?"

„Wie heißt Du?" fragte er.

„Ja, wie heißt Du?" wiederholte sie fast schelmisch. „Wie heißt Du eigentlich, mein Lieb? Fred oder Friedfred oder Fritz? — Du heißt Mein Jung . . ." Dabei lächelte sie süß und schien beruhigter.

Doctor Braun sah ein, daß es ein Fehler gewesen war, sie mit Du anzureden, denn einem Freunde, der Einen dutzt, braucht man ja seinen Namen nicht zu sagen; aber auch sonst mochte diese Frau wohl kaum in die Lage gekommen sein, selbst ihren Namen zu nennen. — Um ihr beizukommen, mußte er sich erst tiefer in

ihre Verhältnisse versetzen können, und für den Augenblick nahm er Abstand, weiter in sie zu dringen. Vielleicht träumte sie gerade von ihrem Kinde; Schwester Anna hatte ja berichtet, daß sie ängstlich nach „Baby" gerufen habe. — „Ich glaube, sie ist keine Deutsche," war der letzte Schluß der beobachtenden Schwester gewesen, und damit stimmte die eigene Muthmaßung des Arztes überein, denn die Kranke schien ihm in ihrer Aussprache etwas Fremdländisches zu haben, so geläufig ihr augenscheinlich das Deutsche auch war. Bestätigte sich aber diese Muthmaßung, dann ward es erst recht hoffnungslos, schnell ihre Angehörigen aufzufinden. — Wie furchtbar tragisch, wenn dieses wunderschöne junge Wesen hier sterben und begraben werden mußte, ehe die Liebsten und Nächsten von ihrer Gefahr auch nur unter-

richtet werden konnten! Aber was war zu thun? Selbst mit den größten Mitteln — und die besaß er nicht und hätte sie auch kaum auf eine Fremde verwenden dürfen — ließ sich hier schwer Etwas erreichen! Die Schwestern hatten vorhin gemeint, daß die Steine, welche an den kleinen Ohren der Kranken blitzten, viele Tausende werth seien. Gesetzt, daß er diese Steine nahm und sogleich durch seinen Assistenten, den er nach München sendete, verkaufen ließ, konnte er dann nicht mit dem Erlös Himmel und Hölle, d. h. die geheime Polizei, in Bewegung setzen, um die Spuren der Kranken zu verfolgen? Wäre das nicht werkthätige Menschenliebe? Seine Pflicht war es nicht, aber nun es ihm eingefallen, war es beinahe schon Pflicht, es auszuführen! Das war etwas Romanhaftes; bisher aber hatte er noch

nichts Außergewöhnliches erlebt, erst durch diese Kranke ward es in sein Leben hineingetragen! — Außerdem, in vierundzwanzig Stunden, wenn er nicht sofort handelte, konnte es zu spät sein.

Die Antwortdepesche aus Lindau hatte gelautet, daß scheinbar Niemand dort eine Dame erwartet oder vermißt habe. — Er dachte noch einmal daran, ihr die großen Brillanten sachte aus dem Ohrläppchen zu lösen, allein er war nicht dazu im Stande, ihn schauderte, es trieb ihm das Wort Leichenraub in's Gedächtniß. — Doch das war falsche Sentimentalität! Würde sie selbst nicht, wenn bei Bewußtsein, Alles hingegeben haben, um sich Hülfe und Erlösung aus diesem gefängnißähnlichen Hospital zu verschaffen?

Und es mußte schnell Etwas geschehen, denn das Fieber stieg, und in ihrem Ge-

hirn war absolute Nacht. Das Bad war ohne Einfluß auf die Körpertemperatur geblieben, den Eisbeutel stieß sie oft von ihrem Kopfe fort, hatte also keine Linderung davon. Aber geschehen mußte Etwas!

Er saß nun schon eine Viertelstunde da, ohne den Blick von ihr zu wenden, obgleich es ihm wie eine Indiscretion vorkam, sie anzuschauen, und er aus Zartgefühl die Thür zum Nebenzimmer, wo zwei der Schwestern saßen, offen gelassen hatte.

Mit seinen lautlosen kleinen Schritten trat er an das Thermometer — zwölf Grad Réaumur, also die richtige Zimmerwärme; auch die Ventilation war gut. — Wie konnte nur diese Treibhauspflanze von Frau so allein durch die Welt reisen! Welche Lebensumstände mochten sie dazu getrieben haben?

Er ging zu den Schwestern und brachte

seinen Vorschlag mit den Brillanten an. Schwester Anna remonstrirte energisch: „Thun Sie das nicht, Herr Doctor, es könnte Ihnen Unannehmlichkeiten verursachen" — sie sah die ganze Welt nur unter dem Gesichtspunkte der Annehmlichkeiten oder Unannehmlichkeiten für ihren Doctor an —; „ich rathe Ihnen dringend, Alles, was die Kranke an und bei sich hatte, unversehrt aufzubewahren! Höchstens könnten wir ihr etwas Wäsche kaufen, deren sie morgen bedürfen wird; die Rechnung bleibt uns dann als Beleg . . ."

„Ob sie morgen überhaupt noch Etwas bedarf?" warf er ein.

Schwester Anna hatte eine Regung von Eifersucht.

„Wenn sie auch schön und fremd ist, so wollen wir doch nicht gleich das Außergewöhnliche annehmen . . ."

„Ich komme sofort nach dem Essen wieder," sagte Doctor Braun und brach das Gespräch ab. Doch der Gegenstand desselben hörte nicht auf, ihn zu beschäftigen; in seiner Privatwohnung setzte er ein langes Telegramm an die „Münchener Allgemeine" auf, worin alle Zeitungen dringend ersucht wurden, den räthselhaften Vorfall möglichst zu verbreiten.

„Es ist nicht angenehm, wie ein verlorenes Stück Vieh ausgeschrien zu werden, aber nur durch die größte Oeffentlichkeit kann ich auf Erfolg rechnen. Und die Verantwortung ist mir schrecklich!" dachte er bei sich, als er in die „Goldene Traube" zu seinem Mittagstische ging.

Wie immer, ward er mit Jubel empfangen; zwar gab man ihm einige Spitzen wegen seines Ausbleibens beim Frühschoppen zu hören, allein dem

„Pfiffikus" wurde selbst dieses Delict verziehen. — Der Mittagstisch bestand aus zehn Herren, fast zur Hälfte Norddeutschen. Es pflegte höchst fidel herzugehen in dem kleinen Kreise, dessen Mittelpunkt unbestritten Kurt Braun bildete; die Witze waren nicht immer ganz neu, und es war hauptsächlich die Frau Wirthin, die immer wieder herhalten mußte, aber der Schabernack, der mit ihr getrieben wurde, war stets so gutmüthig und harmlos, daß ihr selbst was gefehlt haben würde, wenn Doctor Braun sie einmal nicht hätte rufen lassen, um sich über irgend eine neue vorgeschützte Unbill zu beklagen.

Doctor Braun war erst seit zwei Jahren in Kempten; trotzdem konnte sich jetzt keiner seiner Bekannten mehr vorstellen, daß das Leben dort früher was Rechtes gewesen sei, so beliebt hatte seine

unverwüstliche gute Laune ihn gemacht. Auch heute war er unverändert gesprächig und gut aufgelegt.

Ein Charakterzug von ihm, den freilich nur Wenige kannten, war, daß er höchst discret, ja, mehr als das, versteckt und verschlossen war; die meisten seiner Bekannten hätten im Gegentheil darauf geschworen, daß Kurt Braun sein Herz auf den Lippen trüge, denn seine joviale Art, sein stets bereiter Humor verleiteten zu der Ansicht, daß er Jedermann in sein Vertrauen zog. In Wirklichkeit aber war er ein Meister der Kunst, die eigene Meinung zu verhehlen und jeder fremden ein gewisses Maß Beifall zu zollen, sodaß am Schluß der Debatte über irgend eine Streitfrage Niemand hätte angeben können, welcher Ansicht eigentlich Doctor Braun gewesen sei.

Auch heute merkte keiner seiner Tisch-

genossen ihm an, was sein Inneres bewegte, und in wie großer Spannung seine ganze Natur sich befand.

Als er gegen drei Uhr wieder in sein Krankenhaus kam, empfing ihn Schwester Anna mit ernster Miene: „Ich glaube, es geht wirklich zu Ende . . . .“

„Um Gotteswillen!“ murmelte er, und ihm ward plötzlich ganz übel. Er fühlte, daß er mit dem Gedanken eines schlimmen Ausganges bisher doch nur gespielt, und daß seine Seele die Hoffnung, die Unbekannte werde der Krankheit widerstehen, hartnäckig festgehalten hatte.' Warum eigentlich hatte er den städtischen Behörden noch keine Anzeige gemacht, warum sich darauf verlassen, daß die Bahnverwaltung es gethan? Ach, all dieser Formelkram, was kümmerte ihn der, wenn sie wirklich sterben sollte! . . . .

„Wir müssen sogleich noch ein Bad geben," bestimmte er. Diesmal assistirte er dem Bade, weil die Kranke Widerstand leistete, und er die Schwestern unterstützen mußte — die zarte, mädchenhafte Gestalt hatte ungeahnte Kräfte!

Gott sei Dank, eine Stunde später war die Temperatur um einige Decimalstriche tiefer, als vor dem Bade, es schien also genützt zu haben.

* * *

Doctor Braun verließ das Zimmer der Unbekannten nur, um seine Runde durch die Krankensäle zu machen. Sobald er dann von Neuem seinen Platz am Bette der räthselhaften Patientin einnahm, flüsterten die Schwestern einander zu: „Er glaubt auch, daß es heute noch zu Ende geht; sonst würde er nicht schon wieder da sein!"

Ihn hatte ein merkwürdiges Mitleid

gefangen genommen; nicht die Schönheit und die Verlassenheit der jungen Frau, sondern etwas ganz Unerklärliches war es, was ihn zu ihr zog. Immer hatte er das Gefühl, als könne er, nur er, ihr helfen, und doch fragte er sich umsonst, wie und wodurch? — Schon vor sechs Uhr schienen sich alle Befürchtungen zu bestätigen, das Fieber stieg wiederum, ihr Antlitz war nicht mehr geröthet, sondern von krankhaftem Gelb entstellt, und in furchtbaren Aengsten richtete sie sich auf, versuchte aus dem Bette zu springen und forderte „den Brief“. Der Arzt lauschte ihren Phantasien: immer wieder tauchte in ihnen der Brief auf. Leise erhob Doctor Braun sich, faltete im Nebenzimmer ein Stück Papier zusammen, und als sie wieder, sich anpackend, als suchte sie ihn an sich, „der Brief!“ rief, da drückte er ihr das

Papier in die Hand. Sie ergriff es krampfhaft, zerriß es, warf die Stücke neben dem Bette nieder und sank dann, überwältigt von der Anstrengung, auf das Kissen zurück. Allein nach einer Weile erschien abermals der Brief in ihren unzusammenhängenden Reden — der Brief, das Fenster, die Eisenbahn.

Doctor Braun lauschte. War ihr ein Brief aus dem Coupéfenster entflogen? Hatte sie darum die Scheibe zerbrochen? Und standen in jenem Briefe Aufklärungen über sie? — Augenscheinlich hatte sie selbst schon während der Fahrt empfunden, daß ihr Bewußtsein schwand, sie hatte mit der ausbrechenden Krankheit gerungen. Ihm schien es plötzlich eine Gewißheit, daß sie in der Angst, hülflos unterwegs liegen zu bleiben, einen Brief mit ihrem Namen und ihrer Adresse geschrieben, und daß der Zug=

führer, als er die vermeintliche Absicht der Kranken, sich aus dem Wagen zu stürzen, vereitelte, sie lediglich verhindert hatte, den wegflatternden Brief wieder zu erhaschen.

Jetzt machte der Anbruch der Dunkelheit die Verfolgung dieser Idee, dieser kaum wahrnehmbaren Spur unmöglich, aber am nächsten Morgen wollte Doctor Braun sein Möglichstes thun, um das Räthsel zu lösen! Ihm war ein Plan gekommen, plötzlich wie eine Erleuchtung. Den Brief mußte und wollte er wiederschaffen! Fortwährend sah er jene Scene vor sich: Die kranke arme Frau, die angeblich Irre, im Kampf mit den unwissenden, wenn auch wohlmeinenden Bahnbeamten, welche die Verweiflung des unterliegenden zarten Weibes für Tobsucht nahmen! ....

Von seiner tiefgehenden Erregung war ihm äußerlich aber Nichts anzumerken.

„Schwester Anna," sagte er beim Fortgehen aus dem Hospital, „machen Sie mir heute Abend ein Glas Ihres herrlichen Thees — so wie Ihrer schmeckt kein anderer. Ich werde gegen elf Uhr wiederkommen und die Nacht hierbleiben und wachen, damit Sie es nicht thun. Keinen Widerspruch! Uns Beiden ist das arme Wesen nun doch mal an's Herz gewachsen, und wir möchten doch nicht morgen früh mit der Nachricht aufgeweckt werden, daß Alles vorbei? Ich aber bin von uns der Kräftigere!"

„Wollen wir sie versehen lassen?" fragte ihn die Schwester.

„Ich dächte eigentlich nicht, aber wie Sie meinen . . . ." antwortete er und ging; die Entscheidung dieser Frage überließ er lieber den Schwestern.

Ehe er sich zum Abendimbiß in die

„Traube“ begab, durchflog er in seiner Wohnung noch rasch die Zeitung; es war zwar höchst unwahrscheinlich, daß er darin einen Fingerzeig entdecken würde, aber seine Phantasie war nun einmal wach, und er studirte die Rubrik „Locales“, ja, selbst die „Hofnachrichten“ aus München mit der größten Genauigkeit — freilich ohne Etwas zu finden. Mechanisch wanderten dann seine Augen noch über die nächste Spalte: Hochzeitsfeier einer Erzherzogin in Wien mit irgend einem Prinzen aus regierendem Hause. Doctor Braun gehörte nicht zu den Lesern des Gothaischen Kalenders; so interessirten ihn auch nicht die Auseinandersetzungen des Wiener Correspondenten über Genealogie und Verwandtschaftsverhältnisse des fürstlichen Bräutigams, der durch den Tod zweier Neffen — Diphtheritis — plötzlich zum

präsumtiven Thronerben geworden und damit in die Nothwendigkeit versetzt war, sich nach einer Gemahlin umzusehen.

In rascherem Tempo weiterlesend, fand Doctor Braun die üblichen biographischen Notizen über das hohe Brautpaar: Prinz Friedrich stand im Beginn der Vierziger, hatte bisher für einen Weiberfeind gegolten und nur seiner Wissenschaft gelebt; mit einem Schlage war er dann von heißer Liebe erfaßt zu der jugendlich liebreizenden Erzherzogin, die gleichfalls eine warme Herzensneigung für den geistreichen Mann empfand, der alle ihre künstlerischen Interessen theilte. — Große Sympathie des Publicums mit diesem Ehebunde — Anekdoten über des Prinzen Gelehrtenleben in Paris — sein nom de plume „Friedfred", sein Rufname im engsten Familienkreise „Fred" u. s. w.

„Also wissenschaftliche Prinzen giebt's auch!“ lächelte Doctor Braun vor sich hin. „Hat über Würmer und Fische geschrieben — ein gelehrtes Haus! .... Wird aber Alles so wahr sein wie das Meiste, was über hohe Herrschaften gedruckt wird. .... Donnerwetter! Wo hab' ich aber diesen dummen Namen Fried-Fred kürzlich gelesen? ....“

Er entsann sich dessen nicht; eilig durchmusterte er noch den Bericht über eine polizeilich geschlossene Socialisten-Versammlung, sowie „neue Variante der letzten Kanzlerkrise“, legte dann in seiner peinlich ordentlichen Weise das Blatt zusammen und stand auf, um zu Bier zu gehen.

„Herrjeh!“ entfuhr es ihm auf der Treppe. „Ich bin wohl rein toll? Aber die Kranke sprach ja von Fried-

Fred! — Gelesen habe ich es nicht, sie sprach ja von ihm, wahrhaftig! .... Was kann das sein, ein Zufall? Kam sie etwa aus Wien? .... Jetzt heißt es aber Vorsicht! — Doch nein, sie trägt ja einen Ehering, es wird ein zufälliger Gleichklang sein. Ich habe den Kopf voll von ihr und beziehe Alles auf sie! ..."

* * *

Die Neuigkeit von der im Nachtzuge irrsinnig gewordenen Dame, die im Krankenhaus liegen sollte, hatte in vielfachen Varianten die Stadt durchflogen, und als Doctor Braun zum Abendessen das Gastzimmer der „Goldene Traube" betrat, faßte ihn sogleich die Wirthin ab und bestürmte ihn mit Fragen. Er aber hatte von keiner Irrsinnigen Etwas gesehen oder gehört.

Auch am Stammtische sprach man nur über die Dame, bis „Pfiffikus" sich dazu setzte und sagte: „Kinder, ich bitte mir ein ander Gespräch aus. Entweder laßt Ihr die Klatscherei, oder ich verzichte auf Eure angenehme Gesellschaft — mir wächst die Sache zum Halse heraus! . ."

Als er seinen Ueberzieher an das Hirschgeweih gehängt hatte, war ihm Etwas eingefallen: Auf der Innenseite des Rockkragens stand ja Name und Adresse seines Münchener Schneiders — sollte nicht auch an einem der Kleidungsstücke der Dame etwas Aehnliches zu finden sein? . . . Wirklich, er mußte sich einen Vorwand ersinnen, um gleich — ach nein, die Post war doch schon geschlossen, das hatte also Zeit bis elf, und vor der angesagten Stunde wollte er nicht wieder zu der lieblichen Frau . . .

Nie war ihm der Skat — denn dieses norddeutsche Spiel hatte er sofort hier eingebürgert — so öde erschienen; nie waren ihm die Stunden in der „Goldenen Traube" so langsam verstrichen! Punkt elf Uhr trat er in das Krankenhaus; er war sehr schnell gegangen, denn ihm schnürte die Angst, daß etwas Unvorhergesehenes vorgefallen sein möchte, die Kehle zu. Schwester Anna meldete jedoch, daß Alles unverändert sei; die Kranke merke nicht, wer in ihrem Zimmer aus- und eingehe, spreche oft halblaut abgerissene Sätze ohne Sinn und werfe sich unruhig herum.

„Schwester Anna, wir müssen sehen, ob nicht an Jacke oder Kleid der Dame die Adresse ihres Schneiders ist!"

„Wozu?"

„Das werde ich Ihnen gleich sagen.

Die Schwester fand in der That auf dem Taillenbande des Kleides eine Wiener Firma angegeben, mit Straße und Nummer.

„Gut," rief der Arzt befriedigt aus. „Jetzt trennen Sie hier unten das Futter ab, so" — er zog selbst sein Taschenmesser — „Nur recht vorsichtig, damit wir Nichts verderben! — Dachte ich's mir doch, es ist ein breiter Einschlag; nun eine Scheere, und wir haben ein schönes, großes Stück Zeug als Muster!"

„Sie sind ein Genie!" sagte Schwester Anna bewundernd.

„Nicht wahr?" fuhr er lächelnd fort „Jetzt nähen Sie es gleich wieder zu — passende Seide finden Sie schon in Ihrem berühmten Zopf — und ich schreibe unterdeß an die Firma — nein, es ist besser, Sie thun es — recht höf-

lich — wir erbitten umgehend Nachricht, ob aus den Geschäftsbüchern nachzuweisen, wer in dieser Saison — denn aus dieser Saison stammt das Kleid doch?“

Anna zuckte die Achseln.

„Also, wer in dieser Saison eine Reisetoilette aus inliegendem Seidenstoffe sich bei der geschätzten Firma habe anfertigen lassen? Fügen Sie hinzu, daß es sich um Leben oder Tod handelt! . . . So, und nun Ihren ganzen Namen, nicht nur Schwester Anna, auch die Baronin Birkenfeld — das zieht in Wien; jetzt den Stempel des Hospitals, und recommandirt — so! . . . Leider geht der Brief erst morgen ab. Nun, wir wollen hoffen, daß er uns die gewünschte Auskunft bringt, und — daß wir den Namen für die Lebende, nicht für das Grabkreuz gebrauchen werden.“

Der qualvolle Zustand der schwerkranken jungen Frau dauerte ungelindert an; sie sprach oft leise vor sich hin, versuchte unruhig sich aufzurichten, starrte in halbem Bewußtsein um sich und versank dann auf einige Minuten in Schlaf, um plötzlich aufschreiend und laut stöhnend in die Höhe zu fahren. Zuweilen kam auch der Brief wieder in ihren Phantasien vor und brachte den Arzt auf seinen Plan zurück, die Strecke darnach abzusuchen. „Lange hält diese zarte Constitution das nicht aus," dachte er besorgt; aber immer war ihm, als ob eine innere Stimme ihm sagte, daß sie nicht so bewußtlos sterben könnte und dürfte, daß sie berufen sein würde, ihm noch einen Wendepunkt im Leben zu bedeuten. Und doch, wie oft hatte eine solche innere Stimme ihn nicht schon getäuscht! — Der Mensch

hofft eben bis über die Grenzen der Möglichkeit! —

Am nächsten Morgen hatte die Temperatur der Kranken sich etwas gebessert, man hatte ihr auch ein wenig Nahrung einflößen können, allein das Bewußtsein hatte sich noch nicht wieder eingestellt. Dr. Braun neigte sich mehr als je der Ansicht zu, daß eine Gehirnaffection vorliege. Aber noch lebte sie, und noch hoffte er! —

Nachmittags machte er sich an die Ausführung seines Planes, in den er Niemanden eingeweiht hatte; nur beiläufig erkundigte er sich auf dem Bahnhofe, als er eine Fahrkarte 1. Klasse nach Betzigau löste, ob dieselben Waggons, die in der vorgestrigen Nacht die Strecke gemacht, heute wieder zurückkehrten; genauen Bescheid erhielt er nicht, nur, daß es wahr-

scheinlich sei, da die Wagen bisher noch nicht zurückgelaufen seien.

Der herbstlich leere Personenzug führte blos ein einziges Coupé 1. Klasse; Schaffner und Zugführer waren, wie Doctor Braun durch Befragen constatirte, leider nicht dieselben, welche die vermeintliche Irre eingeliefert hatten. Trotzdem war er nicht entmuthigt, denn er sah gleich beim Einsteigen, daß die Gardine des Coupéfensters an verschiedenen Stellen ein- und die Franzen abgerissen waren; das bestärkte in ihm die Annahme, daß er sich wirklich in dem gesuchten Coupé befinde. Sofort nach der Abfahrt begann er seine Nachforschungen; er rechnete dabei auf die nachlässige Weise, in der meist die Waggons gereinigt werden, und holte ein Kissen nach dem anderen heraus, grub seine Hand tief in die Polste-

rungseinschnitte: Nichts! — dann legte er sich auf den Boden: auch Nichts! — Doch — dort, hinter den Heizungsröhren, wahrhaftig, ein zusammengeknittertes Papier! . . . Ihm war zu Muthe, als sei es unmöglich, daß er solches Glück hätte! Aber warum nicht, war es doch nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, welche stimmte!

Mit einiger Mühe holte er das Papier aus dem Winkel hervor, wohin es beim Reinigen achtlos mit dem Besen geschoben sein mochte. Er setzte sich hin, ehe er es glättete. Es war ein Couvert ohne Adresse, aus leichtem englischen Papier; geschlossen war es nie gewesen, hatte also wohl ursprünglich in einer zweiten Umhüllung gesteckt. Langsam zog Kurt Braun aus dem Couvert einen kleinen Briefbogen, der gleich jenem eine

Krone trug und mit einer zierlichen, deutlichen Handschrift beschrieben war, ohne Datum und Unterschrift; er lautete:

„Es ist wohl ein zu großes, zu unmenschliches Opfer, was ich Dir zumuthe? Du selbst wirst entscheiden, und was Du auch thust, es soll mir recht sein! Tag und Nacht verfolgt mich die quälende Sehnsucht, Dir noch einmal in's Auge zu schauen, Deine weiche kleine Hand noch einmal zu fassen. Umsonst sage ich mir, daß es ein Irrsinn ist, Dir die Mühsal einer so langen und beschwerlichen Fahrt aufzuerlegen, da wir weder zusammen sterben noch leben dürfen. Die Sehnsucht wächst und concentrirt sich auf dies Eine, das letzte Mal!

„Wenn Du allein, unter fremdem Namen — nenne Dich Thun nach dem

See, der uns einmal geschaukelt hat — am nächsten Donnerstag zu Wien im Grand Hôtel abstiegest, so könnte ich Dich zwischen drei und fünf Uhr Nachmittags aufsuchen. Die Nummer Deines Zimmers müßtest Du mir in einem Couvert durch die Post gleich nach Deiner Ankunft zusenden, damit ich den Portier nicht zu fragen brauchte. Dort kennt mich Niemand, und auch Du wirst verschwinden in dem großen belebten Hôtel. Ich zähle die Stunden bis zu jenem Wiedersehen — was nachher folgt, ist schwarze Nacht. Freilich keine so schwarze, daß mir nicht die Erinnerung an die Frau, die mich zur Erkenntniß des Lebens und meiner Pflichten gebracht hat, sternenhell darin leuchten wird! Eins bleibt mir immer: unauslöschliche Dankbarkeit gegen Dich!"

Kurt Braun las es zweimal, und ihm ward eiskalt. Die Ahnung einer anderen Gefühlswelt als jener, in welcher er bisher gelebt hatte, brachte ihm eine unheimliche Empfindung und lähmte ihm die Ueberlegung. Erst als der Zug hielt und er ausstieg, um mit dem nächsten Zuge nach Kempten zurückzufahren, wurde ihm klar, wie wenig er erreicht hatte von dem, was er erhofft. Er legte sich die befremdenden Thatsachen zurecht: Diese Frau war heimlich eine weite Strecke gereist, um einen Mann zu sehen, mit dem sie „weder leben noch sterben“ durfte, also augenscheinlich nicht ihren legitimen Gatten! Sie hatte sich vorgesehen, daß sie nicht erkannt würde; Nichts deutete auf ihren Stand und Namen hin; sie hatte wahrscheinlich auch keine directe Route, sondern der Sicherheit wegen einen

Umweg gewählt. Zweifellos hatte sie furchtbare geistige und seelische Erregungen durchgemacht und eine Krankheit mit sich geschleppt, an der sie zusammengebrochen war. — Auf der Hin- oder Rückreise? Das war leicht zu entscheiden — Rückreise! — —

Was aber sollte, was konnte er nun für sie thun? Ihr selbst wäre wohl am besten, sie stürbe! Einen Augenblick war ihm sogar, als müsse er wünschen, daß sie stürbe. Doch nein, nur im Roman löst sich der Conflict durch den Tod zur rechten Zeit. Die Wirklichkeit aber zwingt den Menschen, mühselig selbst seine Verwicklungen zu lösen, und läßt ihn erst dann sterben, wenn ihm Alles gerade daran liegt, weiter zu leben!

Was konnte er für sie thun? . . . Er ging eine Weile auf dem Perron

auf und ab. Er sagte sich, daß er wie ein Detectiv sich in die Geheimnisse einer Fremden eingeschlichen hatte, und war es auch aus reinster Menschenfreundlichkeit geschehen, so besserte das die Lage nicht. Diesen Brief, den er jetzt in der Brusttasche trug, durfte er nicht gelesen haben, der durfte nicht mehr existiren; aber ein Recht, ihn zu vernichten, traute er sich auch nicht zu. Wer weiß, vielleicht konnte der Brief ihr noch einmal zur Rechtfertigung dienen? — Er selbst mußte ihr gegenüber stets thun, als kännte er ihn nicht, und durfte ihn ihr auch nur im Falle der Gefahr wiedergeben! Ach Gott, das Alles war so unheilvoll verknotet und verschlungen, daß der Himmel am Ende ein Einsehen haben und sie abrufen würde! Sie stürbe gewiß auch gern, nach dem furchtbaren Schmerz der Trennung

von dem Manne, den sie über Alles geliebt — oder war es vielleicht doch kein Mann? Konnte es nicht auch eine Frau sein, eine überschwänglich geliebte Freundin? . . . .

Kurt Braun zog den Brief noch einmal hervor — Nein, wohl war es nicht mit dürren Worten gesagt, aber es war ein Mann, es mußte einer sein!

Ihm wurde die Stunde des Wartens nicht lang, bis der nächste Zug nach Kempten in Betzigau einlief; der Kopf wirbelte ihm vor angstvollem, fruchtlosem Ueberlegen.

Mit seltsam veränderten Gefühlen trat er wieder an das Lager der Kranken. Er mußte sie immer wieder daraufhin ansehen, ob sie wohl sei, was die Tugendhaften eine Sünderin nennen. Nicht, daß es für ihn, den Arzt, in ihrem jetzigen

Zustande den geringsten Unterschied gemacht hätte, aber ihm schien die Frage doch aufzuwerfen zu sein, ob die Seelenverfassung des Menschen bei über 39° Körpertemperatur sich noch entscheiden lasse? Eigentlich war doch Alles, was er an seiner Patientin beobachtete, nur seine eigene Phantasie; sie lag da wie jedes schwerkranke Wesen aus Fleisch und Blut, nur anspruchsloser als die meisten Kranken; doch das konnte auch an der Art ihrer Krankheit liegen. — Daß der Mann, von dem der dünne Briefbogen mit der Krone darauf stammte, jener Prinz Fred sein mußte, über dessen Vermählung die „Münchener Allgemeine" berichtet hatte, schien dem Arzte klar zu sein. Aber hier, wo es sich um Leben oder Tod und um die verwickeltsten menschlichen Seelenbeziehungen, um einen wirklichen

Schmerz handelte, hier hatten Stand und hohe Stellung aufgehört, für ihn Bedeutung zu haben, obgleich sie es wahrscheinlich gewesen waren, die zwei liebende Menschen getrennt hatten. — Nur eine Idee verscheuchte Kurt Braun mit Unbehagen: daß diese vornehme schöne Frau eine Tänzerin oder Schauspielerin sei. Eine solche Vorstellung wollte er nicht aufkommen lassen, nein, eher alles Andere! Und doch, holen Prinzen sich ihre Idole nicht meist aus jenen Kreisen? Sollte der Ehering der Kranken etwa ein falscher Schmuck sein, wie vielleicht auch die von den Schwestern so angestaunten Brillanten in ihrem Ohre? . . .

* * *

Drei bange Tage vergingen. Kurt Braun hatte seinen Brieffund in das Geheimfach seines Secretärs verschlossen und

all sein Denken, all sein Sorgen der Krankheit des unbekannten jungen Weibes gewidmet, die ihren typischen Verlauf nahm. Es war immer noch nicht zu sagen, ob ihre Constitution unterliegen oder widerstehen würde; die Stadt hatte sich über die Sache längst ausgesprochen, sie war ihr zu langwierig.

Von den Schwestern treulich unterstützt, leistete Doctor Braun Unglaubliches, um der Wuth der Infection entgegen zu treten, und außerhalb des Extrazimmers ahnte man Nichts von seiner Hingabe und Aufopferung. Seine kräftige Natur ließ keine Veränderung merken; seine frischen rothen Wangen, die ihm ein so appetitliches Aussehen gaben, behielten trotz der Nachtwachen ihre Farbe und Rundung.

Endlich kam die Antwort des Wiener Geschäftshauses; sie wurde dem Arzte

während seiner Visite im Krankenhause eingehändigt. Er warf einen kurzen Blick auf die Firma, die dem Couvert aufgedruckt war, und steckte den Brief in die Tasche. Erst nachdem er alle Kranken absolvirt hatte, ging er in sein Zimmer, um ihn zu öffnen. Er that es ohne Hast, wie ohne Hoffnungen.

Die Firma theilte ihm mit, daß sie aus dem beigelegten Stoffe vor vier Wochen eine Reisetoilette für ihre langjährige Kundin, die Gemahlin des dänischen Legationsrathes Baron Kjersund, in Paris angefertigt und ihr nach Thun, Villa Teresa, übersandt habe.

Also endlich! . . . Ihm ward eigenthümlich zu Muthe: Da war nun die Auskunft; er wußte nun, wohin er sich wenden sollte, aber er hatte sich in diesen Tagen auch überlegt, daß er die Frau,

wenn sie verheirathet war, hoffnungslos compromittiren würde, falls er ihrem Manne ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort und damit ihre Reise nach Wien verriethe. — Ja, wenn sie bei Besinnung wäre, dann hätte er mit ihr eine Fabel ersinnen können, und wenn sie gestorben wäre, würde die schwarze Nacht Alles begraben haben, selbst in den Augen ihres Gatten. Aber vielleicht sollte sie weiterleben; sie hatte Kinder — weltliche Rücksichten mußten also eine Rolle in seinen Entschließungen spielen, und er wollte nur hoffen, daß seine ersten übereilten Zeitungsaufrufe nicht schon Alles verdorben hatten!

Kein einziges Mal fragte er sich, welch' ungewöhnliches Interesse ihn so scharfsinnig gemacht habe; auch nicht, woher er eine so starke Antipathie gegen den unbekannten Kjersund hegte. Zunächst ward

er von der Aufgabe in Anspruch genommen, zu constatiren, ob nicht etwa die Baronin Kjersund munter und gesund in der Villa Teresa am Thunersee lebte. Leicht war diese Aufgabe nicht für ihn. Er mußte es derweil vermeiden, den Namen Kjersund hier bekannt zu machen, deshalb durfte er nicht telegraphiren. Nein, er wußte nur den einen Ausweg: selbst nach Thun zu fahren und Umfrage zu halten! . . . Er fand rasch einen Vorwand, um sich einen Tag Urlaub zu nehmen: Ein kranker Freund war auf der Durchreise in Zürich und wollte ihn consultiren. — Aus dem Cursbuch erfuhr er, daß er die Hin- und Rückfahrt in einem Tage und zwei Nächten würde machen können.

Nachdem er sich Alles zurechtgelegt, beschloß er, auch Schwester Anna Nichts

zu sagen; er hatte es stets für das Weiseste befunden, Anderen so wenig wie möglich mitzutheilen, das ersparte so viele Unannehmlichkeiten. Zudem war ihm wohl bewußt, daß Schwester Anna ihn eifersüchtig überwachte und es für ihr specielles Recht hielt, in seinem Vertrauen zu sein; hoffentlich hatte sie nicht schon erfahren, daß er einen Brief aus Wien bekommen hatte?

Am Abend war alles Nöthige vorbereitet, und er fuhr mit dem Nachtzuge nach Lindau; von da über den See nach Zürich und weiter nach Thun, wo er am nächsten Nachmittage ankam. Es war düsteres Nebel- und Regenwetter; man konnte sich in's Flachland versetzt wähnen, so dicht verschleiert waren die Berge. Kurt Braun fragte auf dem Bahnhofe nach der Villa Teresa und ward nach einem kleinen eleganten Gebäude dicht am See ge-

wiesen. Auf sein Klingeln trat ein Gärtnerbursche heraus, der lange Zeit brauchte, ehe er die Frage des Fremden, ob Baronin Kjersund hier wohne, dahin beantwortete, daß die Herrschaften wohl so geheißen haben möchten; sie wären aber schon längst fort.

Kurt Braun forschte weiter, ob auch ein Herr, und ob Kinder dagewesen seien; der Bursche konnte jedoch nichts Anderes berichten, als daß die Villa schon seit ein paar Wochen leer stehe. — Enttäuscht wandte der Arzt sich in das nächste Hôtel. Auch hier, wie auf der Post, brachte er Nichts von Bedeutung in Erfahrung, nur, daß in der That jene Villa während des Sommers von einem Baron Kjersund und seiner Familie bewohnt gewesen sei. Einzelheiten wußte Niemand anzugeben.

Doctor Braun mußte sich sagen, daß seine Thuner Reise ein Mißerfolg war. Wer bürgte ihm dafür, daß seine Kranke und diese Baronin Kjersund von der Villa Teresa, an welche die Wiener Firma eine Toilette geschickt hatte, eine und dieselbe Person waren? Gewiß gab es viele Damen, die in dieser Saison aus einem von der Mode gerade begünstigten Stoffe sich Reisekleider hatten anfertigen lassen! — Der einzige Anhaltspunkt, den er behielt, war, daß jener Brief vom Thunersee sprach, und abzuweisen war die Möglichkeit nicht, daß seine Kranke, ehe sie die Reise nach Wien antrat, die Villa Teresa bereits seit geraumer Zeit verlassen hatte.

Mißmuthig kehrte Kurt Braun nach dem Bahnhof zurück; er mußte sich beeilen, wenn er den Abendzug noch erreichen und am nächsten Vormittag recht-

zeitig in Kempten eintreffen wollte. Während der langen, einsamen Fahrt floh ihn der Schlaf. Er war unzufrieden mit sich selbst und schalt sich einen Narren. — Was in aller Welt hatte er sich für fremde Leute den Kopf zu zerbrechen und Zeit und Geld wegzuwerfen! — Sollte seine Patientin wirklich mit dem Leben davon kommen, so würde sie ihm schon das Nöthigste selbst sagen; sollte sie aber sterben, — nun, so würde es sie auch nicht retten, wenn er ihren Mann und ihre Familie ihr zur Stelle schaffte! —

* * *

Gleich nach seiner Ankunft in Kempten galt sein erster Gang der Kranken. Ein einziger Blick überzeugte ihn, daß die Krankheit auf ihrem Höhepunkt angelangt sei, und daß sie, die einst so liebliche

junge Frau, jetzt traurig entstellt durch die Wuth des Leidens, wahrscheinlich im Laufe dieser Woche sterben würde.

In der bebenden Angst, die diese drohende Aussicht in ihm erweckte, las er jenen 'Brief noch einmal und schrieb dann in aller Hast an die Direction des Grand Hôtels in Wien. Sein Vorsatz von der vergangenen Nacht, Nichts mehr zur Lösung des Räthsels zu thun und den Dingen ihren Lauf zu lassen, war vollständig vergessen; er wunderte sich nur, daß er nicht schon von Anfang an diese Spur verfolgt hatte. Auch an die Wiener Polizei faßte er ein Schreiben ab, doch das schwere Bedenken, in welche Lage er dadurch die junge Frau möglicher Weise bringen würde, hielt ihn davon zurück, dieses Schreiben abzusenden. Wenn sie nun weiterleben sollte? Ganz aus-

geschlossen war das ja nicht! — Falls der Mann, der sie am Nachmittage des 23. Septembers im Hôtel aufgesucht hatte, wirklich jener Prinz Fred gewesen war, dann besaß die geheime Polizei natürlich Kenntniß davon und hatte sicher auch der Dame nachgeforscht. Die Polizei war also nur in diesem Falle im Stande, ihm Auskunft zu geben, aber zugleich compromittirte er dann die Frau hoffnungslos in den Augen ihres Mannes! O, daß er doch nur einige Tage in die Zukunft blicken könnte, um zu wissen, ob sie dem Tode geweiht sei! . . . Er mußte doch wohl abwarten, bis er Antwort aus dem Hôtel erhielte . . . Aber bis dahin, wie viele bange Stunden! Ja, würde denn das Hôtel ihm überhaupt antworten? Sicher war das keineswegs, und deshalb mußte er doch seinen Brief an die Polizei absenden! . . .

Nach langer, harter Ueberlegung führte er diesen Entschluß aus.

Eine Viertelstunde später ward er eilig in's Hospital gerufen; ein Zettel von der Hand der Schwester Anna enthielt die Worte: „Um Gottes Willen, kommen Sie sogleich!" —

Was sollte er dort? Wenn der Tod schon eintrat, konnte auch er nicht helfen!.. Seltsam genug war es, daß bei dieser Kranken sogar die sonst so gesetzte, überlegte Schwester Anna ihr Gleichmaß verlor. Gab es wirklich Menschen, um die herum Jeder aus seiner eigenen Natur heraus in das Außergewöhnliche getrieben wurde?

Kurt selbst war sich sehr wohl bewußt, daß auch er aus seinem Gleichmaß gekommen war, doch das konnte auch physische Gründe haben, er hatte ja seit mehr

als acht Tagen keine Nacht ruhig geschlafen. Und dann die ganze erdrückende Last dieser Verantwortung! —

Er war am Krankenhause angelangt und eilte mit seinen kleinen hämmernden Schritten die Treppe hinauf und in's Extrazimmer. — Vor dem Bette der Kranken, sein Haupt auf ihrer Decke, lag ein hochgewachsener Mann . . .

Kurt Braun blieb wie angewurzelt an der Thür stehen. Schwester Anna flüsterte ihm zu: „Er ist fassungslos, wir haben ihn eben erst aus der Ohnmacht erweckt — ich dachte, er gäbe den Geist auf! . . .“

Jetzt sprang der Fremde auf, ging dem Arzt entgegen, ergriff dessen beide Hände und stammelte einige Worte, während die Thränen ihm über's Gesicht rannen. Kurt Braun warf rasch einen Blick auf

die Kranke — hatte sie schon zu athmen aufgehört? Nein, es war Alles beim Alten; aber wer war dieser Mann? Ihr Gatte konnte es doch nicht sein — war es der Prinz? . . .

„Ist keine Hoffnung?“ stieß der Fremde mühselig hervor. Kurt trat an's Bett, zuckte die Achseln und sagte leise, als er dem angstvollen Blick des ihn um Hauptes-länge überragenden starken Mannes begegnete: „Hoffnung ist immer, so lange noch Athem ist, und sie ist jung . . .“

„Siebenundzwanzig Jahre,“ flüsterte der Andere. „Leidet sie?“

Kurt zuckte wieder die Achseln. Was für eine Frage, man sah ja, wie sie litt! — „Sie ist bewußtlos,“ antwortete er ausweichend.

Der Fremde kniete von Neuem vor dem Bette nieder und nahm die Hand der

Kranken sachte zwischen seine beiden Hände; er sah aus, als habe er vergessen, daß noch Andere im Zimmer waren. Sich über sie neigend, redete er leise in sie hinein und stöhnte schmerzlich auf, als seine Worte sie gar nicht zu berühren schienen.

Ihr Gatte konnte es nicht sein, entschied Kurt Braun; der würde doch befremdet sein, wie sie hergekommen, und sich erkundigen, seit wann sie im Krankenhause läge, und wie man sie aufgefunden hätte; nur der Liebhaber, der da wußte, wie Alles zusammenhing, konnte die Lage so selbstverständlich hinnehmen! — Aber welch' ein schöner Mann! Seine athletische Gestalt, die Kräuselung seines braunen Hauptthaares erinnerten an antike Statuen, ebenso wie der Schnitt der fast zu großen Augen. Die gerade Nase war so edel

wie die Linie, die vom Ohr zum Kinn herablief und durch den gepflegten Vollbart hindurch erkennbar war. Kurt blieb einen Augenblick in die Bewunderung dieser Mannesschönheit versunken. Jede Bewegung des Körpers, jeder Ausdruck der Mienen dieses Menschen athmete schlichte Natürlichkeit.

Schwester Anna hatte dem Arzte Zeichen gemacht; da er sie nicht beachtete, zupfte sie ihn am Aermel und winkte ihm, in's Nebenzimmer zu treten. Hier erzählte sie ihm, daß der Fremde durch die Zeitungsnachricht hergeführt war, d. h. daß beim Lesen jener Notiz ihn eine unbezwingliche Angst befallen hatte, zumal da er auf eine Depesche an seine Frau nach Zürich seit mehreren Tagen ohne Antwort geblieben war; als er dann auf seine Anfrage von der Kammerfrau — oder

Bonne — benachrichtigt wurde, daß ihre Herrin von einem Ausfluge nach Bern nicht zurückgekehrt war, eilte er sofort aus Kopenhagen herbei. — Er vermuthete, daß seine Frau in Folge geistiger Störung eine falsche Richtung von Zürich aus eingeschlagen hätte.

Kurt Braun stutzte. Sollte es wirklich ihr Gatte sein? Oder gab sich der Andere hier für den Gatten aus, um die geliebte Kranke sehen zu können?

Ehe der Arzt sich dafür entschieden hatte, was das Wahrscheinlichere wäre, trat der Fremde ein. Jetzt, wo die kranke Frau nicht mehr in seiner Nähe war, schien er seine Selbstbeherrschung wiederzugewinnen. Er begann:

„Ich habe Ihnen für so Vieles zu danken, daß ich es nicht in Worte fassen kann . . .“

Kurt Braun lehnte den Dank ab. Er habe nur seine Schuldigkeit gethan, wie bei jedem Kranken. Ungefragt setzte er dann die Lage auseinander: Der Verlauf der Krankheit sei sehr unregelmäßig gewesen; in den ersten Tagen habe er überhaupt kaum Hoffnung gehabt; da aber die Patientin bisher am Leben geblieben, sei es nicht ausgeschlossen, daß ihre Kräfte auch noch diese Woche überdauern könnten — Falls das geschähe, wäre alle Aussicht auf Herstellung . . .

„Das heißt also, eigentlich" — Der Fremde konnte den Satz nicht vollenden. Er faßte sich aber gewaltsam und fragte dann nach äußeren Details: Ob er seiner Frau ein anderes Bett und eine bequemere Installation verschaffen dürfe; ob es sonst irgend eine Erleichterung gebe? Es stünden unbegrenzte Mittel zur Verfügung, und ob . . .

Kurt Braun fühlte, was kommen würde, und schlug selbst vor, aus München ärztliche Autoritäten für Infections- und innere Krankheiten zu berufen.

Ueber Alles, was er von der Vorgeschichte der Krankheit, von der Einlieferung der Patientin in das Hospital wußte, verlor der discrete Arzt kein Wort, und der Gatte — denn der schien es wirklich zu sein — fragte auch nicht einmal indirect danach.

Schwester Anna sprach gegen Doctor Braun ihre Freude aus, daß nun die Verantwortung von ihnen Beiden genommen sei, und er endlich wieder ruhig werde schlafen können. Kurt Braun theilte diese freudige Empfindung nicht. Bisher hatte auch er gemeint, daß eine Last ihm vom Herzen fallen würde, sobald das Geheimniß, das über seiner Kranken lag,

sich aufgeklärt hätte. Das war ein Irrthum gewesen. Gerade jetzt, wo sie in das Normale des gewöhnlichen Lebens zurückgeglitten war, beschäftigte sie ihn mehr als je: Diese Frau war im Stande gewesen, einen solchen Mann, einen Gatten, der mit größter Liebe an ihr hing, zu hintergehen! Fast hätte Kurt Braun Haß und Verachtung für sie verspürt, aber sie schwebte in schwerster Todesgefahr! ... Wie war es nur möglich! Er kannte zwar nicht die geistigen und seelischen Fähigkeiten dieses schönen Mannes, doch standen unverkennbar Güte und Edelmuth ihm auf dem Gesicht geschrieben. — Und was wußte Kurt Braun schließlich von ihr, die unter der schaurigen Krankheit vor seinen Augen hingewelkt war? Doch nur, was er in sie hineingeträumt hatte! Er dachte über diese eigenthüm-

liche Traumfähigkeit des Menschen nach. War sie ihm zum Heile oder zur Pein mitgegeben? — Als er an jenem Morgen diese bleiche Menschenblume zuerst gesehen, war ihm gewesen, als hätte er sie längst erwartet und gekannt; sie war die lebende Heldin all' der Romane, die er in der Jugend gelesen — jetzt hatte er schon lange keinen zur Hand genommen. Kein einziges Wort hatte sie zu ihm gesprochen, und doch war ihm, als hätte sie ihm sich ganz enthüllt . . .

Vielleicht war sie aber nichts als eine frivole Weltdame? Nein, einen Brief wie jenen, den er im Waggon gefunden, schreibt Niemand einer Frau, die nicht jeder Verehrung werth! Sie mußte die Romanfrau sein, der nur das Außergewöhnliche im Dasein geschieht! Sie würde auch nicht sterben — der Krank-

heit, welche jeden Anderen getödtet hätte, würde sie widerstehen!

* * *

Nach einigen Tagen liefen die Antworten auf Kurts letzte Erkundigungen ein: sie hatten zwar jetzt, wo er wußte, daß seine Kranke wirklich die Baronin Kjersund war, keine wirkliche Bedeutung mehr, flößten ihm aber dennoch ein eigenthümliches Interesse ein.

Die Direction des Grand Hôtel schrieb, daß eine Frau v. Thun am 23. September Morgens ein von Zürich aus telegraphisch bestelltes Apartement (Salon und Schlafzimmer in der ersten Etage) bezogen habe, aber schon am Abend wieder abgereist sei; nach Aussage des Zimmermädchens habe die Dame im Laufe des Nachmittags einen Besuch empfangen, anscheinend einen Herrn, denn ein solcher,

der aber nicht im Hôtel gewohnt habe, sei vom Portier beim Kommen und Gehen bemerkt worden. Gegen Abend habe die Dame dem Zimmermädchen geklingelt, damit dieses ihr beim Packen der Reisetasche behülflich sei, und demselben ein Goldstück dafür geschenkt. Aus diesem Grunde habe das Mädchen sich der Sache so gut erinnert, daß sie noch anzugeben wisse, die Dame habe verweint ausgesehen und über starke Kopfschmerzen geklagt. Das Diner, welches sie sich auf ihrem Zimmer habe serviren lassen, sei unberührt wieder abgetragen worden. Von ihrer Ankunft bis zu ihrer Abreise habe die Dame das Hôtel nicht verlassen.

Die Hôtelleitung hatte also die Fragen des Arztes genau beantwortet, die Polizei dagegen verweigerte jede Auskunft, d. h. sie leugnete, daß sie von der Anwesenheit

einer Frau v. Thun in Wien Kenntniß gehabt habe. Es war höflich, daß sie überhaupt geantwortet hatte; Kurt Braun brauchte ihre Auskunft auch nicht mehr, seine Rolle als Detectiv war überhaupt ausgespielt.

Er schloß die Briefe aus Wien zu jenem im Waggon gefundenen und nahm sich vor, sich hinfort so wenig als möglich mit der Sache zu befassen; am liebsten hätte er, um auf andere Gedanken zu kommen, einen kurzen Urlaub genommen, aber das hätte den Anschein erweckt, als fühle er sich beleidigt, daß man zwei sogenannte Autoritäten berufen hatte; beleidigt aber war er nicht und hatte auch keinen Grund dazu, da die Herren erklärten, daß die Behandlung nicht besser hätte sein können, und die Kranke sich in den besten Händen befände. Er wollte

also abwarten, bis die Krisis überstanden, und er die Sicherheit ihrer Rettung hätte; alsdann gedachte er sich einen Besuch im Elternhause zu gönnen.

Baron Kjersund hatte bereits mit den fremden Aerzten darüber verhandelt, wann es möglich sein werde, die Kranke zu transportiren; er hatte den Plan, sie bis zu ihrer völligen Genesung in Nizza, in der Villa eines Freundes, unterzubringen. — Kurt Braun sagte sich, daß er dann die räthselhafte Frau nie wiedersehen, und daß sie nie erfahren würde, wie tief er in das Geheimniß ihres Herzens eingedrungen war! —

Der letzte Tag der dritten Krankheitswoche war angebrochen; seit seiner Ankunft hatte der Gatte jede Nacht bei seiner Frau gewacht und nur am Tage, während die Kammerfrau, die er hatte kommen lassen,

sich mit den Schwestern in die Pflege theilte, sich ein paar Stunden der Ruhe überlassen. Er mußte eine Natur von seltener Widerstandskraft besitzen; es war, als ob die furchtbare Spannung ihn aufrecht erhielte. Ohne ein Wort zu sagen, ja, ohne auch nur eine einzige Frage zu thun, befolgte er die ärztlichen Vorschriften auf das Pünktlichste; er trug die kleine, zarte Gestalt in's Bad und legte sie im Bette um, immer in der Hoffnung, sie würde ihn endlich erkennen, ein Wort für ihn haben. Nur einmal hatte er den Doctor beschworen, daß er die Kranke, falls es hoffnungslos sei, nicht unnöthig quälen, sondern ihr das Sterben erleichtern möge. Kurt Braun hatte aber erwidert, kein Fall dürfe dem Arzt durchaus hoffnungslos sein.

Die kranke Frau sprach nicht mehr

irre — sie sprach überhaupt nicht mehr; am vorigen Abnd hatte Kurt Braun constatiren können, daß das Fieber etwas gesunken war. Als er dann am Morgen mit den besten Hoffnungen zu seiner Frühvisite kam, blieb er einen Augenblick erstarrt stehen . . . Warum hatte man ihn nicht gerufen? . . .

Neben dem Bette kniete der Gatte; das Fenster war weit geöffnet — die kleine zarte Frau war verschieden!

Kurt Braun war's, als drehe sich das Zimmer, als träume er. — Es konnte nicht wahr sein, durfte nicht wahr sein! — Er vermochte es nicht zu fassen. Sich gegen die Wand lehnend, suchte er seine Selbstbeherrschung — Umsonst, er begriff sich selbst nicht, begriff die Lage nicht Wie war es möglich? Das Unwiederbringliche war also doch eingetreten! Wie

hatte er sich selbst so täuschen, so belügen können! O, seine innere Stimme, sie hatte ihn abermals betrogen! . . .

Aber war es denn sicher? War dies Leben wirklich verlöscht? — Wie gejagt eilte er plötzlich an das Bett, befühlte die Hand, suchte den kleinen rosigen Fuß unter der leichten Decke. . .

Kjersund blickte auf. Er war so bleich wie die Todte.

„Schon vor einer halben Stunde," sagte er tonlos; „es war also Alles umsonst, aber Sie sind wie ein Bruder gegen uns gewesen, gegen meine kleine Ellen und mich . . . Ich kann sie nicht überleben," setzte er hinzu, „es ist über Menschenkraft. Sie wissen nicht, wie sie war, Keiner wußte es außer mir! — Das Leben ist ein Irrsinn, wenn es solche Wesen vernichtet! — Vor acht Tagen

glaubte ich noch an eine Art von Weltordnung, aber nein, nein, es ist Alles blöder Zufall! . . . Ellen, wie konntest Du mich allein lassen? . . . O, meine kleine Ellen, die so gern lebte, und deren Leben eben erst begonnen hatte! . . ."

„Denken Sie an Ihr Kind!" warf Kurt mit heiserer Stimme ein. Er hatte nie gefragt, ob es ein Knabe oder ein Mädchen, er hatte überhaupt nicht mehr an das Kind gedacht, aber er suchte nach einem Strohhalm, um ihn dem Manne zuzuwerfen.

„O, das ist ein neues Leben . . . . Sie wird vielleicht einmal einem Andern sein, was Ellen mir gewesen — Ich kann nicht — Wenn es Ansteckung giebt, so habe ich auch den Typhus; ich habe Alles gethan, was man thun kann, um sich anzustecken. — Ich kann nicht ohne sie

leben! — Wissen Sie denn nicht, was es heißt, Etwas nicht können?"

Kurt schwieg. Was sollte er dem überreizten Manne entgegenhalten?

„Kann ich Ihnen irgendwie behülflich sein? Haben Sie Verwandte, denen ich Anzeige machen soll?"

Kjersund griff sich an den Kopf. „Mein armer Schwiegervater, wie wird er seine Sonntagsbriefe vermißt haben! ... Der arme Mann — Ellen war die Jüngste — sieben Brüder und dann sie; wie im Märchen, hieß es immer — ja, wie im Märchen, die Mutter starb bei ihrer Geburt — — Nun ist sie selbst auch todt — so ist's im wirklichen Leben!"

„Wie ist die Adresse Ihres Schwiegervaters?"

„Ach, es hat ja keine Eile, es kommt immer noch zu früh. Ich möchte sie ein-

balsamiren lassen . . . Nein, dazu müßten fremde Hände sie berühren? Nein, nein, die kleine Blume soll Niemand anfassen als Sie und ich . . . Nicht wahr, Sie helfen mir?"

Kurt nickte. Wie waren die Menschen doch alle einander gleich, in Schmerz und Noth: Fremder Nation und fremder Kaste gehörte Jener an, und doch fühlte Kurt für ihn, wie für einen Bruder.

„Wollen Sie sie hier bestatten?"

„O nein, ich nehme sie mit — der Vater wird sie noch sehen wollen."

Kurt dachte plötzlich an den Anderen . . . Wie war es doch Alles seltsam, und wie unbegreiflich die Doppelnatur der todten Frau!

„Haben Sie nicht Freunde, die in Angst und Sorge auf Nachricht warten?" fragte er den verzweifelten Mann.

„Ich habe nur einen nahen Freund,“ antwortete er zögernd, „und der ist in den Flitterwochen und ahnt von unserem Unglück Nichts.“

Wieder warf er sich, in neu angefachter Verzweiflung, über das Bett und strich der ihrer Daseinsform langsam Entrückenden über das weiche, dunkle Haar.

Kurt wandte sich ab; er konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten und ging fort.

* * *

Kaum hatte er in seinem Zimmer sich in einen Stuhl geworfen, als es klopfte, und die Kammerfrau der Verstorbenen eintrat. Sie war eine schlicht gekleidete, stille Person, groß und starkknochig, die wohl hoch in den Vierzigern stehen mochte; sie sah mehr wie eine ehr-

bare Bürgersfrau als wie die Kammerzofe einer eleganten und vornehmen Dame aus. Nach einer Entschuldigung, daß sie den Herrn Doctor störe, sagte sie, daß sie ihm Etwas übergeben möchte. Sie habe aus Zürich Etwas mitgebracht, was sie der Frau Baronin hätte zurückstellen sollen; zu behalten wage sie es nicht, und auch dem Herrn oder dem alten Grafen könne sie es nicht abliefern; vernichten aber dürfe sie es nicht, so wolle sie es dem Herrn Doctor geben. Bei ihm sei es sicher, das habe sie vom ersten Augenblick an gewußt, wo sie ihn am Krankenbette gesehen. Er möge entscheiden, ob es vernichtet oder einem Anderen übergeben werden sollte. — Ach, sie habe schon längst geahnt, daß es so enden müßte, sie habe es auch der Baronin oft voraus gesagt — „Aber es kann ja nie

Einer dem Anderen helfen, Jeder muß Alles selbst auskosten!“ setzte sie hinzu.

Kurt Braun bat sie, Platz zu nehmen; sie that es aber nicht, da sie viel zu tief in ihren Gedanken war, um darauf zu achten.

„Ich bin nur eine ungebildete Person, Herr Doctor, ich kann weder lesen noch schreiben, aber wenn die Baronin auf mich gehört hätte, wäre sie jetzt noch am Leben. — Freilich, da wir Alle einmal sterben müssen, kommt es vielleicht nicht so sehr darauf an. — Nur das süße Kind . . .“ Sie trocknete ihre Thränen, und der Arzt wußte nicht, ob sie von der Todten oder von dem zurückgebliebenen Kinde sprach. Sie hatte in ihrem Wesen eine so ruhige Würde, daß er sie nicht auszufragen wagte; er stand auf und nahm aus ihrer Hand eine große roth=

braune Sammettasche entgegen, die mit Goldstickerei verziert war und Papiere oder Bücher zu enthalten schien.

„Ehe sie abreiste," fuhr die Kammerfrau fort, „brachte sie mir dies, wie jedesmal, wenn sie einen kleineren oder größeren Ausflug machte. — ,Sie wissen schon, Christine, Lebens- oder Sterbenswillen, bei Ihnen ist es sicher.' — Sie spielte ja auch vor mir Komödie," setzte sie bitter hinzu „und redete mir vor, ihr Bruder führe mit seiner Familie durch Bern, und die Schwägerin würde es übelnehmen, wenn sie ihr nicht bei der Durchreise Guten Tag sagte. — Als ob ich es nicht gemerkt hätte, seitdem der Brief angekommen war, daß sie ganz wo anders hin wollte! Als ob ich sie nicht besser gekannt hätte, als sie sich selbst! — Ich wußte Alles, Alles; sie konnte mir

auch nie mehr gerade in's Gesicht sehen! .... Ich bat sie noch, nur um meiner Sache sicher zu sein, mich mitzunehmen, aber sie sagte: Wozu? Das wäre rein lächerlich, als ob sie nicht 'mal ihr Billet selbst lösen und ohne mich fahren könnte! — Ach, man soll Niemand Böses wünschen, aber erwürgen würde ich den Anderen, wo ich ihn auch träfe, er ist ja nur solch schmächtiger, zarter Herr, ich könnt' es leicht! — Hätt' ich's nur gethan, o hätt' ich nur die Courage gehabt! Was thät's, wenn ich im Zuchthaus säße, wenn sie nur lebte!"

Kurt schwieg noch immer; er hatte schon oft erprobt, daß Nichts die Leute so beredt mache, wie diese seine Schweigsamkeit und seine eigenthümliche Art, die Sprechenden beim Zuhören anzusehen.

Aber in welch eine Gesellschaft leidenschaftlicher Menschen war er gerathen! —

„Der Herr wird ihr bald nachsterben, der Tod liegt schon in seinen Augen, ich habe den unglücklichen Blick dafür, und es wäre mir schon ganz recht, wenn er drüben ein bischen auf sie paßte, obgleich sie ja dort ihre Mutter hat. — Doch gerecht ist unser Herrgott nicht — hier in diesem armseligen Krankenhaus mußte sie den Geist aufgeben, und er, der Andere . . . . Aber die Strafe wird schon kommen! Warum sollte sie allein gestraft werden, da sie es doch aus purer Herzensgüte und Mitleid gethan hat! Sie brauchte ihn, weiß Gott, nicht, sie hatte einen viel schöneren und stattlicheren Mann; und konnte sie dafür, daß Jeder den Kopf um sie verlor, Jung und Alt, Arm und Reich? — Sie, Herr Doctor, würden der Nächste gewesen sein, wenn der Tod nicht dazwischen getreten wäre!

Sie war eben anders als alle Anderen. Nicht weil sie so schön war, hingen sie ihr an, sondern weil sie im Herzen für Jeden Etwas übrig hatte! Wie oft hab' ich's ihr früher gesagt: ‚Comteßchen, mäßigen Sie sich, die Leute sind's garnicht werth, daß Sie sie Alle so lieb haben!' Von Kindheit an war sie so; mit wem Niemand fertig werden konnte, aus wem Niemand was Gutes herauskriegte, sie ward damit fertig, und ganz von selbst. Sie meinte eben, sie sei für Alle auf der Welt, und ihre Art war auch so, daß von den Verschiedensten ein Jeder meinte, sie wäre für ihn gerade wie geschaffen."

Kurt hätte gern nach ihm gefragt, wie sie ihn kennen gelernt; aber er besorgte, sie würde dann verstummen. Zu sprechen, war ihr offenbar etwas Unnatürliches; das Rohr mußte erst geplatzt

sein, damit heraussprudelte, was ein ganzes Leben lang zurückgedrängt gewesen war. Sie durfte nicht zur Besinnung kommen, oder sie verkittete den Riß.

Aber wie begreiflich, daß sie gerade auf ihn, den Fremden, all das ergoß; ein Anderer hätte ihrer Auffassung mit seinem besseren Wissen entgegentreten können — vor ihm jedoch malte sie die todte Herrin so, wie sie in ihr lebte. — „Natürlich, er war anders als die Anderen, in seiner bescheidenen stillen Art, und nicht nur, weil er ein Prinz war . . . . Es mußte sie reizen, daß er die vielen Stunden immer über seinem Mikroskop saß, daß er es nie merkte, wenn sie sich schön gemacht hatte! Und Durchlaucht, seine Schwester, hatte sie doch beschworen, ihn wieder zum Leben zurückzubringen! . . . . Wenn sie spazieren gingen über die Felder —

denn sie sahen sich zuerst beim alten Grafen — dann blieb er bei jedem Wurm und jeder Pflanze stehen. — Ich sah ihnen oft nach, weil mir die Sache von Anfang an nicht gefiel. An so einem Herrn ist das Studiren sonst doch nur eine Pose, aber er sah es, weiß Gott, wirklich nicht, daß sie wunderschöne Augen hatte, wenn sie ihn so bewundernd anschaute! Und wie sie nun plötzlich anfing, ihm die Sachen abzuzeichnen und zu malen, die er da in seinem Mikroskop hatte — denn sie verstand Alles, die süße kleine Hexe, spielen und singen und malen, so gut wie tanzen und reiten! — da hätte man meinen sollen, sie wäre wie geboren dazu, nur solche ernsten Dinge zu treiben. So glücklich habe ich sie nie vorher gesehen, und der Herr Baron war so stolz auf sie. — Mein Gott, ein bischen

Eitelkeit war auch dabei, daß der Prinz sie so verehrte, und um eifersüchtig zu sein, war er selbst viel zu nobel von Gesinnung — Eifersüchtig auf diesen zarten, schwächlichen Gelehrten? Nein, das wäre ihm nie in den Sinn gekommen! — Es war auch wahrhaftig kein Grund dazu, lange, lange Zeit nicht — nur, mir wollte die Sache nicht gefallen, denn ich kann nun einmal nicht dran glauben, daß man sich für solch stumme Creatur wie Fische und Würmer aufrichtig begeistert!"

„Und glauben Sie nicht, Frau Christine, daß Sie Ihrem Herrn jetzt helfen würden, seinen Schmerz zu überwinden, wenn Sie ihm sagten, daß er Grund gehabt hätte, eifersüchtig zu sein?"

„Er würde mich niederschlagen, wenn ich die geringste Andeutung machte! Er würde

nie an ihr zweifeln! Ja, legten Sie ihm selbst die schriftlichen Beweise in die Hände, er würde sie ungelesen verbrennen!“

„Warum geben Sie denn nicht ihm die braune Tasche?“

„Das kann ich nicht, nein, das kann ich wirklich nicht .... Was sie mir anvertraute, damit es nicht in seine Hände fiele? O nein! — Und es könnte ihm auch nicht helfen, denn er würde es auf seine Art [illegible]ten. — Da drüben, da soll sie ihn so wiederfinden, wie sie ihn hier gekannt hat; ich hätte nicht einmal im Grabe Ruhe, wenn ich die Tasche ohne Erlaubniß verbrännte oder bei meinem Ableben in unsichere Hände fallen ließe! .... Und der Andere ist ja jetzt der Thronerbe — Frau Baronin sagte mir, das wäre etwas Heiliges — das Wohl von Millionen hinge von ihm ab! Es

wäre . . . Na, geglaubt habe ich es nicht; unser Herrgott hat die Menschen alle gleich geschaffen, d. h. nur Seine Unterschiede ihnen aufgedrückt, und da stehen mein Herr und meine Comteß meilenweit über allen Thronerben! — — — Nun möchte ich Ihnen aber auch noch danken, Herr Doctor; ich bin keine Dame und hab' vielleicht nicht 'mal das Recht dazu, Ihnen zu danken; aber Eins weiß ich: der Herrgott in Seiner Gnade und Fürsorge wußte wohl, warum Er meine arme Comteß gerade zu Ihnen führte! — Sie haben gewiß Alles geahnt und sich zurechtgeklügelt, das merkte ich in der ersten Stunde! Und Sie haben sie geschützt, soweit Sie konnten! . . . ."

* * *

Kurt Braun war allein mit der goldgestickten Sammettasche. Er wußte

nicht, ob er sie öffnen oder so, wie sie war, verbrennen, oder ob er sie dem Anderen auf irgend eine Weise zustellen sollte?

Er verschob die Entscheidung darüber. Zuerst war ja seine tägliche Arbeit zu absolviren, auch mußte er dem hülflosen Gatten beistehen, all die entsetzlichen Formalitäten zu erfüllen. Der verzweifelte Mann konnte ja sein verlorenes Kleinod nicht, wie er gewollt hätte, auf seinen Armen nach Jütland tragen; da galt es, einer Menge sanitärer und sonstiger Vorschriften zu genügen.

Der Fall hatte natürlich Aufsehen gemacht und beschäftigte nicht nur die Localblätter; so erwartete Kurt Braun immer, irgend eine Nachfrage, irgend ein Lebenszeichen von Jenem zu erhalten, den die Todte über Alles geliebt haben mußte;

aber Nichts traf ein. Wenn er auch nicht, wie die Kammerfrau, ihn für den Tod der liebreizenden Frau verantwortlich machte, so schien ihm dieses Schweigen doch grausam und unmenschlich.

Baron Kjersund reiste, als Alles geordnet war, von Kempten ab. Zwei Tage vergingen, da erschien ein Fremder im Krankenhause und schickte dem dirigirenden Arzte seine Karte herein. Kurt Braun las einen ihm unbekannten Namen darauf: A. von Mers, und ließ den Herrn bitten, einzutreten.

Der Fremde gab an, im Auftrage eines Freundes zu kommen, um Erkundigungen über die letzten Tage der Baronin Kjersund einzuziehen; allein Kurt Braun ward sehr bald inne, daß der Besucher ihn auszuholen strebte: Ob man nicht gleich aus den Papieren oder Briefen,

welche die Kranke etwa bei sich geführt, ihren Namen und Stand erkannt hätte? — Kurt antwortete höchst einsilbig und erleichterte dem diplomatischen Fremden in keiner Weise seine Mission, er verwies ihn kurzweg an den Baron. Schon nach den ersten Worten war er überzeugt gewesen, daß dieser Mann hergesandt worden war, um zu erforschen, ob vor oder nach dem Tode seiner Patientin der Name des Prinzen genannt, ob irgend etwas ihn Compromittirendes bei der Verstorbenen gefunden sei? —

Kurt war empört. Diese selbstsüchtige Unruhe war also das Einzige, was der einst so heiß Liebende bei der Todesnachricht empfunden hatte! Weltliche Rücksicht allein war in ihm zu Worte gekommen! . . .

Der Prinz mochte ruhig sein: Kurt hütete eifersüchtig ihr, der lieblichen Frau,

Geheimniß, und von diesem Augenblick an fühlte er, daß es sein Recht war, den Inhalt jener Tasche zu ergründen. Er haßte den Mann, den sie geliebt, und der sie in den Tod getrieben hatte! —

Als der Abend kam, wo Kurt am wenigsten einer Störung ausgesetzt war, öffnete er die alterthümlich gestickte Mappe: der Hauptinhalt waren Briefe auf dem dünnen englischen Papier, mit der Krone darauf und in der feinen zierlichen Handschrift, welche Kurt aus seinem Funde im Waggon bereits kannte. Sie waren größtentheils sachlicher Natur, nur hin und wieder eigentliche Liebesbriefe, und auch dann nicht besonderer Art; aber ihrem Auge mochte wohl jeder Strich etwas ganz Besonderes bedeutet haben.

Kurt las ihrer nur wenige, dann nahm er das Bündel, ging vor den Ofen, in

dem das Feuer brannte, und warf einen nach dem anderen hinein — zuletzt auch den im Waggon gefundenen.

Die Mappe enthielt aber noch mehr: ein Tagebuch von ihr. Auf dem Deckel des Bändchens stand in kühnen Strichen ihr Vorname gemalt: Ellen.

Einen Augenblick zögerte er, ehe er es öffnete, aber die Ueberlegung sagte ihm, daß er sich eine unnöthige Qual auferlegen würde, wenn er sich zwänge, das Tagebuch ungelesen zu verbrennen. Sie hatte es augenscheinlich erst zu schreiben angefangen, als sie mit der überkommenen Sitte gebrochen hatte, als in ihr eine Welt von Gefühlen erwacht war, die sie mit ihrer gewohnten Umgebung nicht theilen konnte. In ungleichen Absätzen, zu verschiedenen Zeiten, aber ohne Datum und ohne Ortsbestimmung war es nieder=

geschrieben, bald mit Tinte, bald mit Bleistift — immer in derselben langgezogenen, gleichmäßigen schönen Frauen-Schrift, und immer in deutscher Sprache. —

„Mir ist, seit ich Dich liebe, als wandle ich auf Wolken, hoch über der Welt, die Stimmen der Uebrigen dringen nur wie aus der Ferne zu mir.

„Walter sagte heute, ich sähe so verklärt aus, wie er mich noch nie gesehen, und Vater fand sogar meine Stimme verändert, sie erinnerte ihn an die der Mutter. — Wie soll ich nicht eine Andere geworden sein, seit der Duft Deines Athems mich gestreift, seit ich vor Dir knieend dem Schlage Deines Herzens gelauscht! .... Das nennt man Schuld? O, nein! Wäre es Schuld, so würde ich leiden. Ich bin ja kein Ungeheuer —

wäre es Schuld, ich würde doch zittern, vor Walter oder dem Vater, und würde mich schämen vor meiner Kleinen! Aber nie habe ich die Meinen so lieb gehabt wie heute; ich habe ihnen ja Nichts geraubt, die Natur hat einen neuen Schacht in mir gegraben, dessen Reichthümer alle Anderen noch mit beglücken! — Du stehst außerhalb der Welt, mein Lieb, und unsere Liebe ist so einzig wie Dein ganzes Sein! —

„Und Du hast so lange gegen sie gekämpft? O, schade um jeden Tag, der uns verloren ging! Wie konnte ich es je erhoffen, daß Dein Blick sich mit Gefallen auf mich niederlassen könnte? — Du warst mir ein Gott, und ich nicht werth, zu Deinen Füßen zu sitzen! . . . .

„Im Zimmer meiner Kammerfrau hängt eine Photographie jenes Gemäldes

von, ich weiß nicht welchem, deutschen Maler: Gretchen auf ihrem Gang zum Galgen. Heute habe ich mich zum ersten Mal mit Entsetzen in das Bild vertieft. Früher blickte ich immer nur fort und sagte oft zu Christine, daß ich in ihrer Stelle solch Bild nicht vor meinen Augen dulden würde.

„Doch — Alles, was mich dazu trieb,
Gott, war so gut! ach, war so lieb!“

dies schöne Wort fiel mir heute ein. Ich habe bisher nie gedacht, daß Du und ich mit anderen Wesen Etwas gemeinsam haben könnten, aber gerade dieses Wort: es war so gut und war so lieb, was uns dazu trieb, das muß ich auch von unserer Liebe sagen! — Ist nicht die Liebe so mächtig wie die Fluth, die Alles zerstört und einebnet und, wo sie einbricht, Acker und Garten, Wiese und

Sand gleich macht? — Aber die schreckliche Lehre, die Goethe uns giebt? . . . Muß das, was „gut" und „lieb" war, zum Galgen führen? Mein Gott, mir ist ganz Angst geworden! Wenn ich Dich nur erst wiedersehe! Doch nein, Dir darf ich Nichts davon sagen, Du sprichst ja schon von Deiner Schuld und machst Dir Vorwürfe, da ich allein doch die ganze Verantwortung trage!

„Du bist frei, ich bin es nicht. Aber das sind gesellschaftliche Begriffe, und die Liebe stammt aus anderen Landen, wo man die Sprache der Gesellschaft nie gehört! — Weißt Du, wie schuldlos Du bist? O, nur ich, ich trage alle Schuld! Als Du zuerst, ganz unbewußt, meine Hand ergriffst und länger hieltest, als die Sitte es erheischt, da fing mein Herz schon zu klopfen an, und als Dein Knie

versehentlich einmal das meine berührte, da war mir, als wärest Du mein Kind, und ich müßte Dich streicheln. Und wie aus Versehen kam auch der erste Kuß! Weißt Du, wie wir uns verlegen anschauten, als es geschehen war, als unsere Lippen sich gefunden hatten? Du sagtest munter: „Einen Kuß in Ehren darf Niemand wehren!“ aber die Röthe war uns Beiden bis in die Stirn gestiegen, und ich weiß nicht mal, ob er „in Ehren“ war; ich mußte ja Deinem holden Antlitz immer wieder nahe kommen, ich mußte Dir so demüthig in's Auge schauen, bis Du mich küssen und immer wieder küssen mußtest! Ich war's, mein Lieb, ich war's, die anfing — wie der Kessel im „Heimchen auf dem Herde“!

„Ich habe immer wieder an das Grethchen denken müssen. — Eigentlich

war es doch nicht die Liebe, an der sie zu Grunde ging: nur, weil sie ihre Liebe und ihr äußeres Dasein nicht von einander getrennt zu halten vermochte! — Die Liebe soll aber sein wie die Luft, die man nur athmet — o weh, die Luft durchdringt ja auch, zersetzt ja auch Alles! — Der Mensch kann sich nicht lösen aus seinen vielfältigen Beziehungen!"

„Aber daß ich Dich liebe, ist das nicht ebenso mein Schicksal, wie meine physische Erscheinung? Mein freier Wille war es nicht, denn ich kannte doch nicht die Wonnen Deiner Liebe! Hätte ich meiner Ueberlegung folgen dürfen, ich hätte mir sicher ein ander Loos gewählt! — Wer will denn gern vom hergebrachten Wege abweichen? Wer zieht nicht Ruhe der Qual, Sicherheit der Angst vor? — Und doch ist die Liebe ein Gnaden-Ge-

schenk der Natur! Hat die Natur mich dazu geheiligt, ihrer höchsten Gabe theilhaftig zu werden, so darf ich nicht mit ihr rechten über ein Zuspät oder Zufrüh, so darf ich nicht klagen, selbst wenn die Welt mich zum Henkerstode führt. Liebe ist schon der Tod; in ihr erstirbt die Persönlichkeit! Wenn ich vor Dir kniee, so schwinden mir die Gedanken, ich fühle nur Dich, ich empfinde mich selbst nicht mehr, nur Du, Du bist Alles!"

„Ich bin, was das dürre Gesetz eine Ehebrecherin heißt — mir thut das Wort so weh, obwohl ich weiß, wie milde der Heiland der Ehebrecherin begegnete. Jedermann würde mich verurtheilen. Wenn ich aber grausam genug wäre, meinem Manne das Herz zu brechen, meinem Vater den Rest seines Lebens zu verbittern und meinem Kinde die Zukunft zu rauben,

wenn ich mich scheiden ließe, um dem Anderen meine Hand zu reichen, dann billigt mich das Gesetz und die Welt, und ich stehe da als eine correcte Frau ... Ja, aber nur vor der Welt, nicht vor meinem Gewissen! Was verstehen die Menschen, welche die Gesetze machen, vom Gewissen? Der Herr hat es verschieden in seine verschiedenen Geschöpfe gelegt! Der Heiland allein sah in die ganze Tiefe der Menschenseele, aber kein Gesetzgeber folgt ihm nach! ..."

„Bringe ich nicht Opfer, damit kein Anderer geopfert werde? Möchte ich nicht auch lieber mit der Welt als gegen sie leben? — Nie darf ich mich im hellen Sonnenschein an den Arm des Geliebten hängen und mein Glück doppelt genießen, indem ich es offen genieße! ... Dein Leben, das die Natur mir geschenkt hat,

die Gesellschaft enthält es mir vor, und ich füge mich darein, um Niemandem Leid zuzufügen: Nur heimlich kosten darf ich von dem reichen Schatze, der doch ganz und gar mein, denn ich hab' ihn gehoben! —"

„So beruhige ich mich immer wieder, um nicht durch Kleinlichkeit den großen Rausch der Natur zu stören; aber das Leid bleibt nicht aus, ich zeige es Dir nur! Ich trage ihn nie allein, den Widerspruch zu mir selbst, in den ich mich gesetzt habe — Wenn Walter anbetend zu mir aufblickt, so möchte ich ihm sagen: „Ich bin nicht fleckenlos — demüthige mich nicht durch Deine Liebe!" . . . Aber das wäre zu bequem; besser ist's, durch unendliche Güte an Anderen gut zu machen das Mehr, womit der Himmel mich ausgezeichnet hat! — Was könnte ich nur

thun, um mein Glück zu verdienen? Oft denke ich, ich müßte daran sterben — ach, und wie gern thäte ich's, hätte ich nur keine Pflichten! . . . Wozu sind wir auf Erden? — Um die höchste Stufe der Veredlung zu erklimmen? — Dann wäre ich noch lange nicht zum Tode reif! Ist es aber, um die höchste Möglichkeit des Glücks zu kosten, so hätte ich den Sinn des Daseins erschöpft. Nur Dein Antlitz zu erblicken, in Deiner Nähe zu athmen, ist Glückseligkeit; immer noch schwinden alle meine Gedanken und Sorgen, wenn ich Dich umklammert halte; ich begreife garnicht, daß es etwas Anderes als Harmonie im Weltenraume giebt; unmerklich wird Deine Anschauung die meine, Deine Seele geht ganz über in die meine."

„Christine späht mir nach, ihre hellen grauen Augen sehen mich vorwurfsvoll

an; o, wie schade, daß sie es nie begreifen und fassen würde, was mir geschehen ist! Sie sieht die Welt unter dem einzigen Gesichtspunkt meines Wohles an und haßt gleich Alles, was mir in den Lebensweg tritt, und was sie nicht billigt. — Dich konnte sie von Anfang an nicht leiden; ich fühlte das, und so haben wir nie von Dir gesprochen . . . .“

* * *

„Er ist fort! Vier Wochen lang werde ich seine Stimme nicht hören — o, was für ein Leid ist Trennung! — Wäre ich seine Frau, so brauchten wir uns nie zu trennen — aber ich darf nicht daran denken . . .“

„Mir fehlt die Lebenskraft, wenn ich ihn nicht sehe; ich bin physisch krank davon geworden, so sehr ich mich zusammennahm! O, mein armer Walter hat so

darunter gelitten, und ich bat ihn tausendfach um Verzeihung, daß ich ihm Sorge gemacht habe. — Noch acht Tage! —“

„Kann ich dafür, daß ich nicht zu leben vermag ohne ihn? Ob das je anders werden wird? Hat Liebe eine bestimmte Dauer? Nein, sie ist wie die Ewigkeit, ohne Anfang und ohne Ende. Neulich sagte Walters liebe Tante, die bei uns zum Besuch war: „Die Frauen rühmen sich so oft, der Liebe, wenn sie ohne Tugend ihnen nahte, widerstanden zu haben. Ich aber behaupte, wenn sie ihr widerstanden, war es eben nicht die Liebe, denn der widersteht Niemand!“ — Und Walter gab ihr Recht und sah mich mit seinen strahlenden Augen an; ich aber wurde so todestraurig, daß ich seinen Blick nicht erwidern konnte. Er merkte es nicht, und ich küßte seine Hand

und bat — ja, ich bat den Allmächtigen um meinen Tod! —“

* * *

— „O, mein Gott, wie konnte ich klagen, als ich ihn überhaupt noch sah, als unser Leben, fern über der Alltäglichkeit, noch ein gemeinsames war, als ich all' seine Gedanken theilte, keine Falte seines Herzens mir verborgen war! Es gab keinen Tag seines Lebens, den ich nicht nachträglich mit ihm durchlebt; nie hat ein Hauch der Eifersucht in ihm oder in mir Platz greifen können — aber jetzt! Nein, ich kann es nicht überleben. — Nun ist Alles vorbei! Dies elende Dasein mit seinen kleinen menschlichen Institutionen soll die Gewalt haben, das Götterkind, die Liebe, zu vernichten? — „Es bleibt ja Alles, wie es war, zwischen uns!“ sagte er; ich sah ihn nur still an. Wie

konnte er sich solche Enormität auch nur vorstellen? Es war ja auch keine Frage mehr, die er mir vorlegte, es war für mich schon entschieden in dem Augenblick, wo ihm überhaupt die Möglichkeit seiner Vermählung durch den Kopf gegangen war. — „Bist Du nicht auch verheirathet?“ sagte er. Und ich schwieg wieder, weil ich die Antwort darauf nicht fand, sondern nur das Gefühl, es sei etwas Anderes, etwas ganz Anderes! —“

„Ich bin wohl doch eine Egoistin gewesen, mein ganzes Leben lang, trotz meiner gerühmten Güte, daß ich das nicht vertrage? Ich stelle mir vor, daß sein Leben — er sagt, das Leben, zu dem ich ihn erweckt habe — ein reicheres sein werde als bisher, und es überrieselt mich kalt. Ich denke daran, daß er einen Beruf haben wird, der ihm eine un=

endlich größere Wirksamkeit giebt, als seine Wissenschaft es bisher gethan. — Aber ich schreie vor Schmerz, daß er mir entrissen werden wird. Immer sehe ich die Andere neben ihm, die im Sonnenschein des Tages an seinem Arme hängen darf, die sein Leben theilt, die neben ihm sitzt in der Abenddämmerung unter den hohen Buchen des Parkes, die an seiner Seite eintritt in den strahlenden Festsaal, die das Lachen über seine geliebten Züge gleiten sieht und ihm die Stirn glätten darf, wenn Unmuth und Sorge sie kräuseln, die ihn pflegen darf, wenn er krank ist, und die — o, Gott, hab' Erbarmen! — die ihm Kinder schenken darf, welche seine edlen Züge tragen! —"

„Und wird er nicht Vergängliches leisten dann, wie jetzt? Giebt es eine Form der Arbeit, welche höher ist als

die andere, auf dieser zerstäubenden Welt? — Wie viele Reiche sind zerfallen, wie viele Dynastien ausgestorben, und die Welt ist darum nicht schlechter oder besser geworden. — Aber — o ja, ich weiß alle Aber! Habe ich selbst es ihm nicht gesagt — denn in seiner Nähe beherrschen mich seine Gedanken, — daß man seine Pflichten gegen die Mitmenschen erfüllen muß, daß man seine Gesichtspunkte beschränken soll, um überhaupt Etwas zu leisten! . . . O, wie weise habe ich geredet, immer mit dem lauernden Blick auf ihn, immer mit der ersterbenden Hoffnung, er würde antworten: „Alles, was mich Dir entfremdet, ist werthlos!“ — Ja, ich habe es erhofft, aber Du, Fred, Du hast es nicht gemerkt, Du hast nur gehört, was der Mund sprach, Du nanntest mich ‚einzig‘ und ‚edel‘ und

‚großartig‘ und sahest nicht, was ich litt! . . . Deine Natur ist die langsamere von uns Beiden — wird dasselbe Leid auch über Dich kommen, wenn zur Wirklichkeit geworden, was Du als Plan mir mittheiltest? Vielleicht — ich glaube es, aber ich wünsche es nicht. Du könntest es vielleicht nicht ertragen, ich ertrage es ja — ich wandle noch immer hoch über der Welt — mechanisch lache und weine ich, aber die Wolken, die mich tragen, sind nicht mehr von der Sonne vergoldet, es sind schwarze Regenwolken, und die Erde zieht sie an — o, wie sehr!“ —

* * *

Kurt Braun wurde durch Klopfen an der Thür aufgeschreckt. Es war nur Schwester Anna, welche fragte, ob das Zimmer, in welchem die Baronin Kjersund gestorben, neu belegt werden dürfte? Es

sei ja gründlich desinficirt worden, und man habe eben einen vom Dach gefallenen Arbeiter eingebracht — kein Mensch wisse, was er so spät noch auf dem Bau gewollt — und sonst sei nirgends Platz . . .

Kurt gab seine Einwilligung und stand auf, um das Buch in's Feuer zu werfen.

Schwester Anna sah ihn scharf an: „Es ist Ihnen wohl schwer, wieder in das Zimmer zu gehen? Aber wir müssen halt Alle weiterleben, was auch immer geschehe!" —

Schl. Buchdr., Kunst- u. Verl.-Anst. v. S. Schottlaender in Breslau.

Unterwegs und Daheim.

Prospect.

Die von uns herausgegebene eigenartige Bibliothek hervorragender literarischer Erscheinungen

Unterwegs und Daheim

hat von allen Seiten des gebildeten Publicums eine so begeisterte Aufnahme gefunden, daß es uns zur aufrichtigen Freude gereicht, Sie von der Veröffentlichung der

neuen (2.) Serie

von **Unterwegs und Daheim** in Kenntniß zu setzen.

Diese Serie wird wiederum 12 bisher in Buchform noch nicht veröffentlichte, hochinteressante Novitäten unserer hervorragendsten Autoren zu dem außerordentlich billigen Preis von **nur 1 Mark in hochelegantem Originalband, oder zum Preise von nur 75 Pfg. pro Band hochelegant broschirt** enthalten, und zwar beginnen wir dieselbe mit der außerordentlich spannenden und geistvoll geschriebenen Novelle

„Der kleine Finger" von Paul Lindau,

welche bei den so überaus zahlreichen Freunden des berühmten Autors mit gleichem Interesse wie „Herr und Frau Bewer" begrüßt werden dürfte.

Der Novität von Paul Lindau werden sich nachstehende überaus interessante und werthvolle belletristische Erscheinungen anschließen und zwar:

Lubliner, Hugo, An der Riviera.
Bely, E., Weggenossen.
Thmen, E. v., Hroswitha.
Heiberg, Hermann, Zwiefach getroffen!
Jacobowski, Ludwig, Anne-Marie,

welchen weitere 6 Bände von **Kérimée Hanoum — Mite Kremnitz — Konrad Telmann — Hans Hermann — Gerhardt von Amyntor — Karl Jaenicke** — folgen.

Die bisher veröffentlichten 12 Bände der I. Serie, welche ebenso wie die hier angezeigten Bände, in jeder Buchhandlung des In- und Auslandes zum Preise von nur **1 Mark pro Band hochelegant gebunden**, oder zum Preise von **nur 75 Pfg. pro Band hochelegant broschirt** zu beziehen sind, leisten Ihnen Gewähr für die Erfüllung des hier Versprochenen und dürfte es im Interesse einer rechtzeitigen Zustellung der erscheinenden Bände liegen, wenn Sie Ihre freundliche Beitritts-Erklärung auf anhängendem Bestellzettel baldigst an die nächstgelegene Buchhandlung oder an die unterzeichnete Verlags-Anstalt senden würden.

Subscribenten der ganzen Serie (12 Bände) erhalten

☛ **Band 12 gratis ohne jede Berechnung** ☚

geliefert.

☛ **Jeder Band ist zum Preise von 1 Mark gebunden oder 75 Pfg. broschirt einzeln käuflich.** ☚

Breslau, 1896.

Schles. Buchdr., Kunst- u. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Subscriptions-Schein.

Unterzeichneter bestellt hiermit bei der Buchhandlung von..........................

....

..............Exempl. **Unterwegs u. Daheim**

— II. Serie. —

Geheftet Band I und Fortsetzung à 75 Pf.

..............Exempl. Gebunden do. à 1 Mk.

und erbittet nach Abnahme von 11 Bänden

☛ Band XII gratis ohne jede Berechnung geliefert. ☚

Name: Ort, Straße und Nr.:

....

Die soeben abgeschlossene I. Serie von 12 Bänden enthält bisher in Buchform noch nicht erschienene Beiträge der hervorragendsten Belletristiker und zwar:

1. **Koppel-Ellfeld, Fr.**, „Der süße Fratz."
2. **Lindau, P.**, Eine Yachtfahrt nach Norwegen.
3. **Celmann, R.**, Hagar.
4. **Hansson, O.**, Meervögel.
5. **Strindberg, A.**, Der Küster auf Ranö.
6. **Jokai, M.**, Magneta.
7. **Roquette, O.**, Krethi und Plethi.
8. **Eckstein, E.**, Acca Sempronia.
9. **Hermann, H.**, Märchen aus dem neunzehnten Jahrhundert.
10. **Friedrich Fürst Wrede**, Ein Räthsel. Die Gausse. Ich.
11. **Jokai, M.**, Die gelbe Rose.
12. **Hansson, O.**, Im Huldrebann. Nachtspuk.

Preis pro Band 75 Pf. broschirt, in elegantem Original-Einband 1 Mk.

---

12 Bände in besonderem Carton 12 Mark.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bestell-Schein.

Unterzeichneter bestellt hiermit bei der Buchhandlung von..........................

....

Unterwegs und Daheim

I. Serie.

Geheftet à Band **75** Pf., gebunden à Mk. **1.–**

Band 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12

Exempl.:

Name: Ort, Straße und Nr. ....

....

Schl Buchdr., Kunst- u. Verl.-Anst. v. S. Schottlaender in Breslau